







Der heilige Petrus

Die bronzene Statue des Apostelfürsten in der Peterskirche zu Rom

GESCHICHTE DER KIRCHE CHRISTI

dem katholischen Volk erzählt von

DDr. Johannes Schuck

für die letzten Jahre ergänzt von Prof. Wilhelm Neuß

I. und II. Band

ECHTER-VERLAG WÜRZBURG

Herausgabe als eBook (unvollständige Teilausgabe)
mit geringfügigen sprachlichen Anpassungen an das heutige Deutsch

von Stefan Schweizer

www.projekt-kirche.de

V0.40 30.12.2018

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

Volksausgabe
101.—110. Tausend 1954

Copyright 1936 by Echter-Verlag Würzburg
Alle Rechte, auch die der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Gesamtherstellung: Fränkische Gesellschaftsdruckerei Würzburg

Wir müssen in der Wahrheit verharren und durch die Liebe völlig hineinwachsen in Christus, der das Haupt ist. Von ihm aus wird der ganze Leib zusammengefügt und zusammengehalten durch jedes einzelne Gelenk, das seinen Dienst tut nach der Kraft, die jedem einzelnen Gliede eigen ist. So vollzieht sich das Wachstum des Leibes und so baut es sich auf in Liebe.

(Eph. 4,15 f.)

INHALTSVERZEICHNIS

Inhalt

INHALTSVERZEICHNIS	7
DAS CHRISTLICHE ALTERTUM.....	11
Die Kirche und das Judentum	11
Die Signalpfeife des Soldaten Annius	12
<i>Geschehen — Geschichte Kirchengeschichte</i>	12
Die große Überraschung	16
<i>Gründung und erste Wirksamkeit der Kirche</i>	16
Der erste Blutzeuge	20
<i>Der Kampf des Judentums gegen die Kirche</i>	20
Flucht über die Grenze	24
<i>Die Ausbreitung des Christentums in Judäa und Samaria</i>	24
Auf der einsamen Straße	29
<i>Die erste Begegnung mit dem Heidentum</i>	29
Das Geheimnis des großen Leinentuchs	33
<i>Petrus wird von Gott über die Berufung der Heiden belehrt</i>	33
Das auserwählte Werkzeug	37
<i>Die Berufung des Saulus zur Heidenmission</i>	37
Die Türen des Glaubens	41
<i>Die erste Missionsreise des heiligen Paulus</i>	41
Die Bahn wird frei	45
<i>Das Apostelkonzil</i>	45
Die ewigen Geschenke Christi	51
<i>Bedeutung und Geschichte der Apostel</i>	51
Die Fesselung des Agabus	57
<i>Die dritte Missionsreise des Apostel Paulus</i>	57

Die nächtliche Verschwörung	61
<i>Der Höhepunkt im Kampf der Juden gegen die Erlösung der Heiden</i>	61
Das rettende Bürgerrecht	65
<i>Die Untersuchungshaft des heiligen Paulus und seine Berufung an den Kaiser</i>	65
Das Blutgericht	69
<i>Der Abschluß des Kampfes der Juden gegen die Urkirche</i>	69
Die Kirche und die römische Staatsgewalt	73
Die ewige Stadt	74
<i>Die Kirche auf dem Zug nach Westen</i>	74
Der römische Geist	78
<i>Die für die Kirche wertvollen Kräfte des römischen Wesens</i>	78
Das römische Babel	82
<i>Die sittlichen Schäden des römischen Reiches zur Zeit Christi</i>	82
Das Siegeszeichen	86
<i>Der Aufenthalt und der Tod der Apostelfürsten in Rom</i>	86
Die Brandfackel	90
<i>Die römischen Verfolgungen im ersten Jahrhundert</i>	90
Der verlegene Plinius	94
<i>Heidnisches Gesetz und christliche Kraft im zweiten Jahrhundert</i>	94
„Auch so einer“	99
<i>Die Verfolgungen unter den Kaisern Hadrian und Antonius</i>	99
„Im Schmelzofen von Smyrna“	103
<i>Vom Wesen des Martyriums</i>	103
Die schutzlose Saat	107
<i>Die Verfolgungen unter den Kaisern Marc Aurel und Commodus</i>	107
Lehrer und Irrlehrer	111
<i>Die Kirche des zweiten Jahrhunderts im geistigen Kampf</i>	111

GESCHICHTE DER KIRCHE CHRISTI

I. Band

DAS CHRISTLICHE ALTERTUM

ERSTER ABSCHNITT

Die Kirche und das Judentum

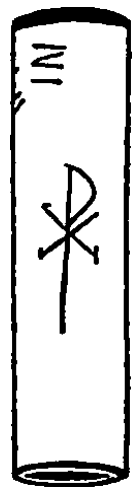
Die Signalpfeife des Soldaten Annius

Geschehen — Geschichte *Kirchengeschichte*

Annius, ein Soldat der zweiundzwanzigsten römischen Legion, hatte seine Signalpfeife verloren. Der Verlust war ihm sicher unangenehm. Nicht wegen der Pfeife an sich, sie war ja leicht zu ersetzen; aber sein Herz hing gerade an dieser Pfeife. Er suchte also alles aus; die Pfeife blieb jedoch verschwunden. Das geschah ungefähr im Jahre 280 nach Christi Geburt auf der Saalburg im Taunus.

Bloß ein *Geschehen* war es; der Verlust einer Signalpfeife und die Suche danach ist eben noch keine *Geschichte*. Nicht alles, was auf der Welt geschieht, gehört schon zur Geschichte.

Mehr als sechzehnhundert Jahre später wurde die Signalpfeife des Soldaten Annius gefunden und zwar in der bürgerlichen Niederlassung neben dem römischen Lager, worin damals die zweiundzwanzigste Legion stand. Bei den Ausgrabungen, die vor einigen Jahrzehnten in der Nähe der Saalburg vorgenommen wurden, fand man ein kleines, graufarbenes Hornstück. Der Fund ging von Hand zu Hand. Auf den ersten Blick konnte es scheinen, als ob ihm keinerlei Bedeutung beizumessen wäre. Bei der Säuberung des Hornstückes sah man aber, wie sorgfältig es bearbeitet war. Eine runde Höhlung war derart hineingetrieben, daß die Wandung an dem einen Ende 2,1 Millimeter, an dem anderen Ende 2,4 Millimeter dick war. Die Enden waren schön abgerundet und poliert, das Stück war also unbeschädigt.



Bedeckte man das eine Ende mit dem Finger und blies man kräftig in die Höhlung hinein, so entstand ein klarer, schriller Pfiff. Nun wußte man: es ist eine römische Legionspfeife. Daß die Pfeife spätestens gegen dritten Jahrhunderts hier verloren gegangen war, schloß man daraus, daß um diese Zeit der germanische Stamm der Alemannen über das Lager herfiel und die römischen Soldaten vertrieb.

Die Signalpfeife
des Soldaten
Annius mit
dem Namenszug
Christi
(natürliche Größe)

Auf der Pfeife stand eingekritzelt: leg XXII aug Annui fidelis in Christo. In Christo war abgekürzt durch die Anfangsbuchstaben des griechischen Wortes Christus. In die deutsche Sprache übertragen heißt die Inschrift: „Annius, ein Soldat der berühmten zweiundzwanzigsten Legion, gläubig in Christus.“

Durch diese Inschrift erhält nun die Signalpfeife des Annius eine besondere Bedeutung. Sie ist jetzt nicht mehr bloß das Zeugnis für irgend ein der großen Welt gleichgültiges Geschehen, wie es eben die Herstellung, der Verlust und der Fund einer Signalpfeife wäre mit der Inschrift wird sie zum Zeugnis für ein weltgeschichtliches Geschehen. Sie bezeugt ja, daß bereits am Ende des dritten Jahrhunderts jenseits der Alpen, hoch oben an der nördlichen Grenze des römischen Reiches Christen waren und zwar in der glorreichen zweiundzwanzigsten Legion. Das aber ist eine Tatsache, die in der Ausbreitung des Evangeliums und damit in der tiefgehenden und folgereichen Wendung des heidnischen Abendlandes zum Christentum wichtig ist, das ist mehr als ein alltägliches nebensächliches *Geschehen* das ist *Geschichte*. Geschichte sind eben die Geschehnisse und Tatsachen, welche die Entwicklung des menschlichen Gemeinschaftslebens, insbesondere des Geisteslebens, bestimmen und bezeichnen.

Die Geschichte darf also nicht eine planlose Aneinanderreihung von wenn auch noch so anziehenden Geschichten bieten; Geschichte ist etwas viel Höheres, als es Geschichten sind. Die Geschichte stellt vielmehr die großen Linien in der Entwicklung der Menschheit heraus, verknüpft die für diese Entwicklung bedeutungsvollen Geschehnisse, so wie sie nicht bloß der Zeit nach, sondern auch als Ursache und Wirkung aufeinander folgen, und reiht Geschehen um Geschehen derart aneinander, daß daraus eben Geschichte wird.

Im menschlichen Geistesleben und vom Standpunkt der Ewigkeit aus geurteilt nimmt nun den ersten Platz das religiöse Leben ein. Daher die Geschichte der Religion, besonders die Geschichte der einzig wahren Religion, der christlichen, und der einzig wahren Kirche Christi, der *katholischen Kirche*, in der Gesamtgeschichte der Menschheit eine hervorragende Stellung hat.

Noch wichtiger ist sie für den katholischen Christen selbst. Als der göttliche Heiland in den Jüngern von Emmaus den wankenden Glaubensgrund festigte, lenkte er ihren Blick in die Geschichte zurück und „fing“ wie das Evangelium berichtet, „von Moses und den Propheten an“ (Lk 24, 27). Als die Apostel, vom Heiligen Geist erfüllt, zu predigen begannen, führten sie die ihnen zuhörenden Juden immer wieder in die Geschichte ihres Volkes zurück (Apg 3) und als Gamaliel, besonnen und gerecht, den Hohen Rat von einem übereilten und gewalttätigen Vorgehen gegen die Apostel zurückhalten wollte, rief er sich die Geschichte zu Hilfe (Apg 5). Gar die berühmte Rede, die der Erzmärtyrer Stephanus vor den Ältesten und Schriftgelehrten hielt, war ein großangelegter geschichtlicher

Vortrag über die Vorbereitung des Reiches Christi im Alten Bund; die Geschichte sollte den Feinden Jesu die Augen öffnen.

In der Tat, die Kenntnis der Geschichte gibt *Sicht, Übersicht und Einsicht*, heute wie gestern. Darum vermittelt auch die Kenntnis der Kirchengeschichte einen tiefen Blick in das Wesen der Kirche. An ihrem Werden und Wachsen sehen wir, was die Kirche ist und wie die Kirche ist, was sie nicht ist und was sie nicht zu sein braucht. Viele Ungläubige haben den Weg zur Kirche durch ernste Vertiefung in die Geschichte gewonnen und viele Gläubige wären in ihrem Glauben nicht erschüttert worden, wären sie geschichtlich besser unterrichtet und gefestigt gewesen.

Die Geschichte macht *einsichtig*, die Geschichte macht auch *vorsichtig*; denn rückwärts blickend lernen wir vorwärts schauen. „Überall“, schreibt ein Lehrer der Geschichtsforschung, „erschließt die Geschichte uns das Verständnis vergangener und gegenwärtiger Erscheinungen und Zustände und deren Beziehungen zueinander, indem sie darlegt, wie und unter welchen Umständen diese zu dem geworden sind, was sie waren und was sie sind; überall gewährt sie uns auch ein Verständnis dafür, was sich weiterhin aus den gegenwärtigen Erscheinungen entwickeln kann.“ Der Blick in die Vergangenheit entdeckt die Furt durch die Gegenwart.

Zur *Einsicht* und *Vorsicht* fügt die Geschichte die *Zuversicht*. Darum besinnen sich die Völker gerade in ihren Notzeiten auf ihre Geschichte. „Ein Volk, das seine Geschichte nicht kennt“, sagt ein deutscher Denker, „ist auf die Gegenwart der jetzt redenden Generation beschränkt, erst durch die Geschichte wird ein Volk sich seiner selbst vollständig bewußt.“ In ihrer Geschichte suchen die Völker innere Hilfe und inneren Halt, neuen seelischen Antrieb und Auftrieb. Warum sollte das Reich Gottes dieser aus der Geschichte fließenden Kraftquelle entbehren wollen?

Es sei ferner daran erinnert, wie in den letzten Jahrzehnten die Heimatforschung und Heimatgeschichte mit großem Verständnis und Eifer in Angriff genommen und gepflegt wurde. Der katholische Christ hat in seiner Kirche eine religiöse Heimat, deren Geschichte ihm nimmer, gerade jetzt nicht, gleichgültig werden darf. Ihre Erforschung und Kenntnis ist eines der schönsten Zeugnisse für sein katholisches Bewußtsein, ihre Vernachlässigung müßte ihn vor aller Welt beschämen.

Aus diesen Gedanken heraus wollen wir in die Geschichte der Kirche einführen und versuchen, mit einem Einblick in das Werden und Wachsen des Reiches Gottes die gläubige und kirchliche Gesinnung des katholischen Volkes zu schützen und zu stärken.

Durch die Worte „katholisches Volk“ ist unsere Kirchengeschichte begrenzt und bestimmt. Es gibt nämlich eine Reihe von Ereignissen und

Erscheinungen, die freilich nicht übergangen werden dürfen, weil sonst das Bild der Geschichte lückenhaft bliebe und verzerrt würde. Gleichwohl brauchen sie für das katholische Volk nur kurz erwähnt zu werden, weil ihre ausführliche Darbietung Kenntnisse und Zwecke voraussetzt, die bei dem Großteil unserer Leser nicht gegeben sind; als Beispiel dafür sei die altchristliche Irrlehre genannt. Weil es das *katholische* Volk ist, dem hier die Geschichte der Kirche geboten wird, ist der Standpunkt bestimmt, von dem aus die geschichtlichen Ereignisse gesehen und beurteilt werden. Der Wahn ist überwunden, als ob die Weltanschauung des Geschichtsschreibers keinen Einflug auf seine Forschungen und Darstellungen hätte. Es wäre aber auch ein Fehlgriff, wollte man die geschichtliche Darbietung loslösen von dem Leserkreis. Darum braucht sie nicht unsachlich, noch weniger für Andersgläubige verletzend zu werden. Aber wir sehen, denken und fühlen eben als katholische Christen. Keine religiöse Glaubensüberzeugung haben, ist nicht Stärke, sondern Schwäche; nicht Vorteil, sondern Nachteil; nicht Vorzug, sondern Mangel.

Wenn die Geschichte der Kirche hier *erzählt* werden soll, so kann diese Erzählung nimmer eine kurzweilige Unterhaltung sein. Der Gang Gottes über die Erde hin ist kein Reigen und die Führung der Völker durch Gottes gewaltige Hand ist kein Spiel. Zudem gibt es auch im Volk viele ernste und tiefe Seelen, die sich nicht bloß unterhalten, sondern auch unterrichten wollen. Werden die folgenden Darstellungen trotzdem mit dem Wort „erzählt“ eingeführt, so soll damit bloß das Bemühen betont werden, die Darstellung immer so zu gestalten, daß sie jeder Leser, sofern er nur einem ernsten Gedanken aufgeschlossen ist, wohl verstehen kann. Sie soll jedoch, so wenig sie ein Lehrbuch und ein Leitfaden sein darf, auch keine Legende und keine Predigt sein; sie wird immer „Geschichte“ bleiben. Aber gerade damit hoffen wir, wäre es auch nur da und dort, das Ziel zu erreichen, das ein großer neuzeitlicher Geschichtsforscher also bestimmt: „Das letzte Wort der Geschichte ist der begeisternde Antrieb, sich in die Reihe der Helden zu stellen und in ihrer Nachfolge und mit ihnen zu wirken.“

Die große Überraschung

Gründung und erste Wirksamkeit der Kirche

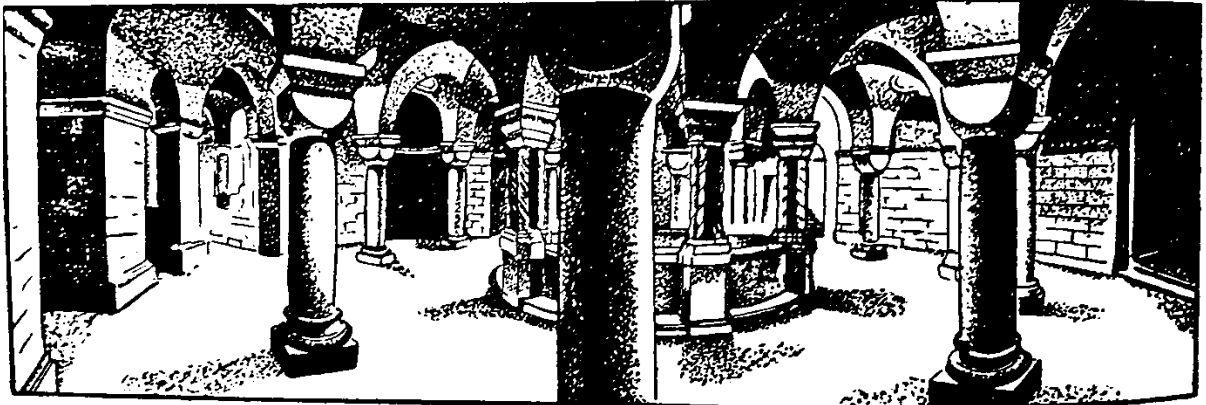
Der fremde Jude, der in jenem Jahr, wie er es zu Ostern getan, auch zur Feier seines Pfingstfestes nach Jerusalem kam und gelegentlich danach fragte, wie die Geschichte mit Jesus von Nazareth ausgegangen und ob jetzt Ruhe sei, erfuhr, es sei alles still geworden. Einige Wochen lang habe man noch von ihm gehört. Seine Jünger hätten die Nachricht verbreitet, er sei lebhaftig auferstanden und sie seien öfter mit ihm zusammengekommen. Zum letzten Male sollte das auf dem Ölberge gewesen sein. Jetzt sei es schon über eine Woche grabesstill, man höre nichts mehr von ihm und sehe auch wenig von seinen Anhängern; die Geschichte sei jedenfalls aus — Jesus sei tot.

Als aber am Pfingstmorgen die Juden zu Hunderten dem unerklärlichen Sturmesbrausen nachgingen, von einer Straße zur anderen bis vor das Haus, aus dem eben die Apostel traten; als sie nun hörten, wie diese einfachen Männer sie anredeten, einen jeden in seiner eigenen Sprache, als in der sich drängenden Menge das große Rätselraten einsetzte, was für ein sonderbares Geschehen das sei; als dann Petrus siegesgewiß über die Leute hinrief: „Das ist der Heilige Geist“, und in der Kraft dieses Heiligen Geistes den fragenden Augen und den pochenden Herzen verkündete: „Gott hat Jesus auferweckt, dessen sind wir Zeugen“ - da fuhr Jerusalem ganz überrascht auf; schnell und hell wie ein Blitz leuchtete es vor ihm auf, daß Jesus keineswegs tot war. Hatte es gemeint, es sei mit Jesus Ruhe, so kam es jetzt gar nicht mehr zur Ruhe vor Jesus. Die dreitausend Menschen, die noch am gleichen Tage getauft wurden, redeten täglich mit dreitausend Zungen von Jesus und noch mitten im Reden über die wunderbaren Geschehnisse von gestern hörten sie das neue Wunder von heute.

Petrus und Johannes nämlich hatten nachmittags um drei Uhr bei ihrem Gang zum Tempel den vierzigjährigen Mann gesehen, der von Geburt an lahm war und zum Betteln an der Pforte saß. „Silber und Gold habe ich nicht“, so hatte Petrus zu ihm gesagt; „aber was ich habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi, des Nazareners, stehe auf und wandle!“ Da war der Lahmgeborene aufgesprungen und den Aposteln nicht mehr von der Seite gewichen — alles Volk ging ihnen nach und am nämlichen Abend noch wußte man, daß in Jerusalem fünftausend Christen waren (Apg 3, 4).

Darüber wurde der Hohe Rat ganz ratlos. Alle Mittel hatte er angewendet, alle Schleichwege war er gegangen, um Jesus zu vernichten

und seinen Namen aus dem Gedächtnis der Menschen auszulöschen — und jetzt? — Was machen?



Das Heiligtum „Mariä Heimgang“ in Jerusalem; es soll an dem Ort stehen, wo das Pfingstwunder geschah

Das Nächstliegende: die Apostel wurden gefangengenommen und verhört. Am Schluß des Verhörs waren die Ältesten und Schriftgelehrten so klug wie zuvor und fragten einander: „Was sollen wir mit diesen Menschen anfangen? — Wir wollen sie scharf bedrohen, daß sie zu keinem Menschen weiter in diesem Namen reden" (Apg 4, 16 f).

Vergebens! Die Drohung prallte ab wie ein kindisch Menschenwort an Gottes ewigen Felsen. Der Hohe Rat war starr. Die Getauften aber glühten vor Begeisterung und warfen den heiligen Feuerbrand durch alle Straßen, wo immer eine Tür offen stand.

Aber mitten in ihrem Siegeslauf hielten sie plötzlich den Fuß an und zitterten. Zwei von den Neugetauften hatten den Apostelfürsten belogen, die Gemeinde belogen, den Heiligen Geist zu belügen versucht. Als Petrus dem Lügner Ananias seine Sünde vorhielt, stürzte der Unselige um und war tot. Drei Stunden später kam seine Frau und spann an demselben Lügengewebe weiter. Der Apostel zerriß ihr sündhaftes Gespinnst und — sie stürzte um und war tot. Ein Schauer überflog da Jerusalem und in tiefer Ehrfurcht beugte sich die junge Christenheit vor den Aposteln. Über deren Haupt lag eine unsichtbare Herrlichkeit. Davon angezogen strömte auch das Volk der umliegenden Städte herbei, trug seine Kranken zur wunderbaren Heilung in den Schatten der Apostel und die Zahl der Christen wuchs von Tag zu Tag (Apg 5, 14 ff).

Betroffen schnellte der Hohepriester auf, griff zu, ließ die Apostel verhaften und in das Gefängnis werfen.

Am nächsten Morgen war das Gefängnis leer. Ein Engel des Herrn hatte das Tor geöffnet und schon standen die Apostel wieder im Tempel und predigten von Jesus. Und schon stand auch der Tempelhauptmann vor ihnen und führte sie ein zweites Mal vor den Hohen Rat. Fast wären sie jetzt getötet worden; aber ein tiefer und

weiter denkender Pharisäer, der hochangesehene Gamaliel, erhob dagegen Einspruch und meinte, es werde sich schon zeigen, ob das Gotteswerk oder Menschenwerk sei. Gegeißelt wurden sie freilich und danach streng angewiesen, ja nicht mehr im Namen Jesu zu reden. Als sie weggingen, schritten sie einher wie Triumphatoren, geradeaus in den Tempel, und im Tempel, und wo immer sie hinkamen — das erste und das letzte Wort war *Jesus*.

Geheimnisvoll ging Jesus durch Jerusalem. Durch die Kraft des Heiligen Geistes war er gleichsam zum zweiten Mal Mensch geworden. Wie sagt doch der heilige Paulus? „Die ganze Kirche ist Christi Leib“ (Eph 1, 22 f). Der geheimnisvolle Leib, den er jetzt angenommen hatte, das war seine gläubige, tapfere Christenschar. Durch sie redete er, durch ihre Hand wirkte er seine Wunder, mit ihrem Fuß ging er den verlorenen Menschen nach, mit ihrem Herzen liebte er, in ihren Händen lag seine Führung, sein Segen und seine Strafe, in ihren Gliedern litt er, wenn man so sagen darf. Ja, sicher muß man sagen und immer wieder sagen: so gewiß Jesus gelitten hat, so gewiß muß auch seine Kirche leiden und der katholische Christ würde wenig von seiner Kirche verstehen, der glauben wollte, der Kirche Christi könne es anders gehen als ihrem Meister, der darüber den Mut verlieren wollte, wenn er seine Kirche leiden sieht und ihr Leid vielleicht im eigenen Leben fühlt.

Weil die Christen aber der geheimnisvolle Leib Christi waren, darum waren sie, wenn auch viele Glieder, doch eine geschlossene, innere *Einheit*. „Die Gläubigen standen alle zusammen“, berichtet der heilige Lukas (Apg 2, 44); „sie waren *ein* Herz und *eine* Seele“ (Apg 4, 32).

Weil sie eins waren, darum *halfen sie einander*. „Sie hatten alles gemeinschaftlich, verkauften Hab und Gut und verteilten es unter alle, je nachdem einer bedürftig war“ (Apg 2, 44 f).

So einig, so hilfsbereit und aufopfernd konnten sie aber nur deswegen sein, weil sie Kinder Gottes waren und durch den Heiligen Geist und den Hochheiligen Leib des Herrn dazu *gestärkt* wurden. „Sie verharrten in der Gemeinschaft des Brotbrechens und im Gebet“ (Apg 2, 42).

„Darum waren sie auch so *begeistert* und *zuversichtlich*. „Mit großer Kraft“, heißt es, „gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung Jesu Christi, unseres Herrn“ (Apg 4, 33) und „als die Gläubigen beteten, ward erschüttert der Ort, wo sie versammelt waren, und alle wurden mit dem Heiligen Geiste erfüllt und redeten das Wort Gottes mit Zuversicht“ (Apg 4, 31).

Wohl schlichen sich Schädlinge in den Leib Christi ein; aber sie wurden als Schädlinge empfunden, erlitten und entfernt. In der ersten Christengemeinde war *Furcht* und *Zucht*.

Kämpfen und Leiden, Beten und Lieben, Opfern und Helfen, Furcht haben und Zucht halten — so war es in der ersten Christengemeinde zu Jerusalem.

Also wurde und wuchs die junge Kirche Christi aus dem Erdenleben Jesu selber heraus und mit ihr wuchs Jesus in die Menschheit hinein, um das große Erlösungswerk, das er in seinem sichtbaren Erdenleib vollbracht hatte, in seinem geheimnisvollen Leibe, der Kirche, fortzusetzen und zu vollenden. Sankt Paulus sagt: „Gott hat Christus zum Haupt über die ganze Kirche gesetzt; sie ist sein Leib und die Vollendung dessen, der alles in allem vollendet" (Eph 1, 22 f).

Kein anderes Bild und Gleichnis zeigt uns so deutlich, was die Kirche Christi ist, wie das Wort: „Die Kirche ist der Leib Christi." Das Leben Jesu wird damit Schlüssel zum Verständnis der Kirche und damit auch zum Verständnis ihrer Geschichte, ihrer natürlichen Schwäche und ihrer übernatürlichen Kraft, ihrer Verkennung von außen und ihrer Sicherheit im Innern, der Versager und Verräter im eigenen Kreis und der Bewunderung jenseits der Grenzen der Satansangriffe von unten und der Engelhilfe von oben, ihrer Menschlichkeit und ihrer Göttlichkeit, ihrer Wunden und ihrer Wunder, ihrer Kreuze und ihrer Palmen, ihrer Zeitlichkeit und ihrer Ewigkeit.

Der erste Blutzeuge

Der Kampf des Judentums gegen die Kirche

Für den Augenblick hatte das verständige Wort Gamaliels den Hohen Rat beruhigt, wenigstens äußerlich. Es war aber leicht vorauszusehen, daß die Ruhe nicht lange anhalten und daß es dann nicht bei Bedrohung, Einkerkierung und Geißelung bleiben werde. In der Tat, der Sturm ließ nicht lange auf sich warten. Nur brach er in einer Weise und unter Umständen los, womit man vielleicht doch nicht gerechnet hatte.

Wir wissen schon, wie die Christen jener Tage es nicht zuließen, daß einer unter ihnen Not litt. Da aber die Zahl der Christen andauernd wuchs, wurde die Versorgung der Armen immer schwieriger und, leicht begreiflich, kam es zuweilen vor, daß ein Bedürftiger einmal nicht so bedacht wurde, wie es bei einer genaueren Kenntnis seiner Lage geschehen wäre. Eine eingehende Prüfung aller Verhältnisse und eine persönliche Austeilung der Gaben wurde jedoch den Aposteln selbst von Tag zu Tag immer weniger möglich; sie hätten sonst für ihre erste und wichtigste Berufsaufgabe, die Ausbreitung des Reiches Gottes durch Predigt und Seelsorge, keine Zeit mehr gefunden. Also beriefen sie eine Versammlung und ließen darin sieben Männer wählen, deren Hauptaufgabe die Betreuung der Armen wurde, ohne daß sich aber ihre Bedeutung und Tätigkeit, wie wir gleich sehen werden, in der äußeren Sorge für die Armen der Gemeinde erschöpfen sollte. Die Gewählten — es waren natürlich ausgesucht tüchtige Männer — wurden unter dem Namen „Diakon“ d. h. „Diener“ von den Aposteln bestätigt, durch Gebet und Handauflegung für ihre Arbeit und ihr Amt mit der Gnade Gottes ausgerüstet und geweiht. Unter diesen Diakonen war nun — der heilige Lukas nennt ihn an erster Stelle — ein junger Mann namens Stephanus, hochgebildet, tiefgläubig und begeistert, dazu ausgezeichnet durch Wunder, die Gott durch seine Hand und auf seine Fürbitte hin wirkte. Also ein Mann, ganz dazu geschaffen, den feindlichen Angriff mit starker Brust aufzufangen und von den Aposteln, deren Aufgabe ja noch lange nicht erfüllt war, abzulenken.

Der Kampf begann mit den Waffen des Geistes. Gelehrte Juden traten Stephanus entgegen und fingen an mit ihm zu streiten. Bald mußten sie einsehen, daß sie Stephanus nicht gewachsen waren. Ärgerlich zogen sie sich zurück und berieten, was zu machen sei. Mit den Waffen ihrer Gelehrsamkeit waren sie nicht zum Ziel gekommen.

Gut; dann mußte man eben zu anderen Waffen greifen. Auf jeden Fall, so dachten sie, muß Stephanus, dieser feurige und beschlagene Redner, dieser Wundermann, mundtot gemacht werden und von den Straßen Jerusalems verschwinden. Hilfe, was helfen kann! Und sie stellten Leute auf, die bezeugen sollten Stephanus habe Moses und Gott selbst gelästert.

Nun begann das Aufwiegeln und Schüren; im Tempel und auf der Straße, bei den Schriftgelehrten und unter dem Volk. So schlimm trieben es die geworbenen Heger, daß schließlich ein Auflauf entstand und Stephanus gepackt und vor den Hohen Rat geschleppt wurde.

Da traten auch schon — alles war trefflich eingefädelt — falsche Zeugen vor und sagten: „Dieser Mensch hört nicht auf, Reden gegen die heilige Stätte und das Gesetz zu halten. Wir haben gehört, wie er behauptete: Jesus von Nazareth wird diese Stätte zerstören und die Bräuche abändern, die Moses uns überliefert hat" (Apg 6, 13 f). Nach den Begriffen des Hohen Rates war das nun eine furchtbare Freveltat.

Wir müssen hier die Gerichtsverhandlung einen Augenblick verlassen, um zu sehen, wie denn eigentlich die Dinge lagen. Die führenden Kreise des Judentums zur Zeit Jesu lebten ganz in dem Gedanken an ihre Auserwählung. Zweitausend Jahre zuvor hatte Gott den Abraham dazu auserwählt, daß er und seine Nachkommen den Glauben an den einen, wahren Gott und seine Gebote sowie die Verheißung des Erlösers und die Hoffnung auf ihn treu bewahren sollten; auch dazu, daß der Erlöser aus einer Tochter Israels seine menschliche Natur annehmen sollte. Israel mußte sich dieser Auserwählung immer bewußt bleiben und es durfte auf diese Auszeichnung vor allen Völkern der Erde stolz sein; ohne Zweifel. Nur durfte es nicht vergessen, daß es den Erlöser bloß vorbereiten sollte; nur durfte es für den Erlöser selbst nicht blind werden. Ohne Zweifel mußte es sich, um seinen Glauben nicht in Gefahr zu bringen, gegen die anderen Völker abschließen; nur durfte es dabei nicht vergessen, daß der Erlöser nicht für Israel allein, sondern für die ganze Welt kommen sollte. Bei den unter den Heidenvölkern zerstreut lebenden Juden war es vielleicht weniger der Fall, daß sie das vergaßen; die Juden Jerusalems aber dachten nur an sich und verachteten die anderen Völker, sie hingen an ihrem Tempel und ihrem Gesetz, als ob dies die einzigen und endgültigen Stätten der Gottesverehrung seien, und sie schwuren auf die im Lauf der Zeit eingeführten Bräuche wie auf die ewigen Gottesgebote selber.

Diesem alten, starren, in sich selbst zufriedenen Judentum trat nun die junge Christenschar gegenüber. Wohl gingen die Christen noch in den Tempel zum Gebet, wohl beteiligten sie sich, wenn auch nicht an den Opfern, so doch noch an diesen und jenen jüdischen Gebräuchen; aber sie kamen auch außerhalb des Tempels, in ihren Häusern zum Gebet zusammen und wie sie da beteten und opferten, davon stand im Gesetz des Moses nichts geschrieben. — Ein neues Beten, riefen empört die Juden, ein neues Opfern! Diese Christen brauchen den Tempel nicht mehr, ja sie wollen Tempel und Gesetz vernichten, Stephanus hat es verraten; er sagte, so riefen die Zeugen, Jesus von Nazareth wird diese Stätte zerstören und die Bräuche abändern, die Moses uns überliefert hat.

So hatte nun Jesus nicht gesagt und auch Stephanus hatte nicht so gesagt; aber der Hohe Rat war doch auf der richtigen Spur, wenn er fürchtete, daß die Welt seinen Rat einmal nicht mehr brauchen werde. Noch bezwang sich der Hohepriester für einen Augenblick und fragte auf die Anschuldigung der falschen Zeugen hin den Diakon: „Ist dem so?“

„Ihr Männer“, begann da Stephanus, „Ihr Männer, Brüder und Väter, hört!“

Und nun entrollte er vor ihren Augen die Geschichte Israels, wohl um damit zu lehren, daß sie eine einzige Vorbereitung auf den Erlöser war; eine Vorbereitung, der Israel freilich mehr als einmal undankbar widerstanden hatte. Er wurde jedoch jäh unterbrochen. Schon als er auf Israels größte Gestalt, auf Moses zu sprechen gekommen war, hatte er das Unrecht betont, das ihm die Söhne des eigenen Volkes antaten, indem sie bei dem Versuch, sie miteinander zu versöhnen, ihn anschrien: Wer hat dich zum Vorsteher und Richter über uns gesetzt! Als er aber dann bei der Erwähnung des Tempelbaues Salomons unter Anführung eines Prophetenwortes es ablehnte, den Tempel als endgültige und alleinige Wohnung Gottes auf Erden anzuerkennen, da entstand, so läßt der Bericht der Apostelgeschichte vermuten, Unruhe unter den Juden.

Jetzt sagte Stephanus es ihnen gerade heraus. was er sonst vielleicht noch länger vorbereitet hätte: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herz und Ohren“, rief er, „ihr widersteht allezeit dem Heiligen Geist; wie eure Väter, so auch ihr! Wo war ein Prophet, den eure Väter nicht verfolgt hätten? Sie haben jene getötet, die von der Ankunft des Gerechten weissagten. Ihr nun“ — und damit meinte er die Kreuzigung Jesu — „ihr seid seine Verräter und Mörder geworden.“

Nun war es heraus, nun mußte er auf alles gefaßt sein. Ruhig stand er da und blickte zum Himmel empor. Von dorthier winkte ihm der Herr und verzückt rief er aus: „Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen“ (Apg 7, 55).

Da hielten sich die Juden die Ohren zu, schrien und stürzten sich auf ihn, zerrten und stießen ihn zur Stadt hinaus und eins, zwei, drei, immer schneller flogen die Steine auf ihn. „Herr Jesus“, rief er, in die Knie zusammensinkend, „nimm meinen Geist auf; Herr, rechne ihnen dies nicht zur Sünde an“ (Apg 7, 59)!

Gottesfürchtige Männer bestatteten den Helden und hielten große Klage (Apg 8, 2).

Stephanus heißt der Kranz. Einen schöneren Namen hätte der erste Tote der streitenden Kirche nicht tragen können. Das ist ja die Fanfare, womit die Krieger des Reiches Gottes auf Erden in den Kampf stürmen und durch das Siegestor in den Himmel einziehen können:

Deinen Soldaten, o Menschensohn, / Bist Du der Sold, der Kranz und Lohn. (Nach einem Vesperhymnus eines Märtyrerfestes)

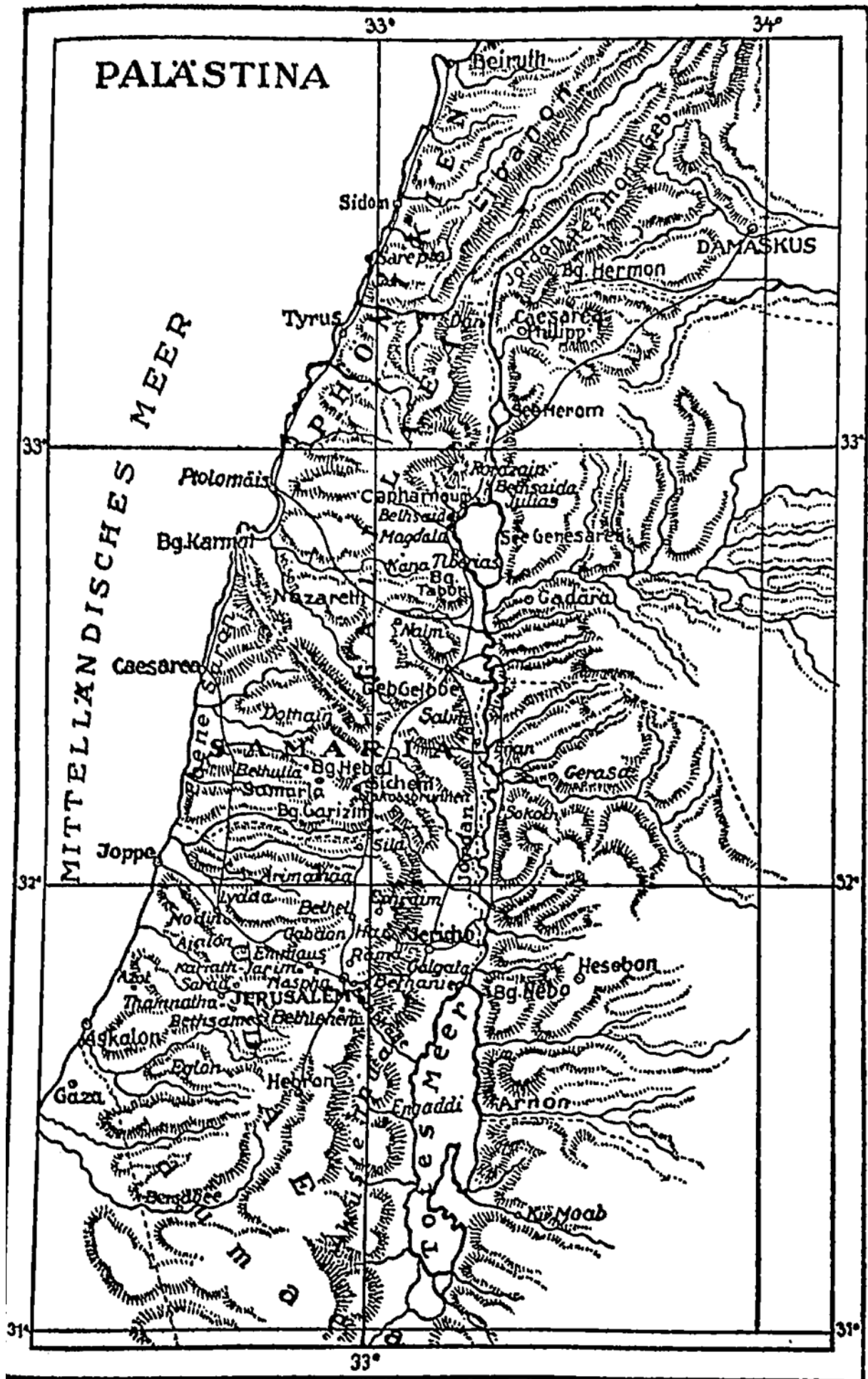
Flucht über die Grenze

Die Ausbreitung des Christentums in Judäa und Samaria

Der Tod des heiligen Stephanus griff tief in die Entwicklung der jungen Kirche ein. Auf den ersten Blick schien er ein schwerer Verlust und ein großes Unglück zu sein. Aber schon nach wenigen Tagen zeigte sich, daß er ein Segensopfer war. Unter dem Druck von außen schließt sich ja jede Gemeinschaft fester zusammen, wird von Halbheiten gereinigt und wird in sich selbst wertvoller! Hier aber, bei dem ersten Blutopfer des geheimnisvollen Leibes Christi, trat zu dieser inneren Kräftigung eine zweite Wirkung. Sie fällt noch mehr in das Auge als die erste; denn sie leitet geradezu einen neuen Abschnitt im Leben der Urkirche ein. Es waltete schon hier das Gesetz, das die Christen späterer Zeit in die Worte faßten: das Blut der Märtyrer ist der Same der Christen.

Mit der Steinigung des Stephanus hatte sich nämlich der Sturm des Judentums auf die Christengemeinde nicht gelegt; im Gegenteil, die Steinwürfe vor der Mauer draußen waren das Zeichen zu einer Verfolgung der Christen im ganzen Stadtbereich. Die Christen duckten sich und schlüpften zu den Toren hinaus. Wem das nicht gelang, der mußte allerdings jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß ihm die Häscher die Türen einschlugen und ihn über die Schwelle zertritten. Männer und Frauen verschwanden hinter den Gefängnismauern. Nur die Apostel nicht/Wo sie sich aufhielten? — Wer weiß es? Aber sie waren da, mitten in Jerusalem.

Die geflüchteten Christen blieben natürlich nicht beieinander; der eine hierhin, der andere dorthin zerstreuten sie sich in die Umgegend. Haus und Habe hatten sie im Stich lassen müssen; aber ihr höchstes Gut, den Glauben an Christus, trugen sie im Herzen mit sich Dorf zu Dorf, über die ganze Landschaft Judäa. Oft genug werden sie gefragt worden sein „Woher“ und „Wohin“; auch ohnedies, wo immer sie hinkamen, sprang ihnen der Name Jesus aus dem Herzen in die Welt hinaus. „Die Versprengten“, berichtet der heilige Lukas, „zogen umher und verkündeten die frohe Botschaft des Wortes Gottes“ (Apg 8, 4). Die Juden Jerusalems hatten auf die Christen eingeschlagen, um sie zu vernichten; und siehe da, jct5t flogen die Christen wie Samenkörner rechts und links in Furchen hinein, die sie ohne die Verfolgung niemals gefunden hätten.



Die auf diese Weise herbeigeführte Ausbreitung des Evangeliums über ganz Judäa war aber nur der erste Schritt über Jerusalem hinaus; der Weg lief weiter. Dabei gewann einer der Versprengten eine ganz besondere Bedeutung; wiederum einer der sieben Diakone, die zur Leitung der Armenfürsorge in Jerusalem aufgestellt worden waren. Er hieß Philippus.

Dieser Philippus, wohl zu unterscheiden von dem Apostel Philippus, wandte sich nach Norden und kam bis zur Grenze zwischen Judäa und dem nördlich an Judäa anstoßenden Samaria. Grenze? Ja, es war schon eine Grenze, auch wenn Samaria, ebenso wie Judäa und Galiläa nur ein Teil, der mittlere Teil von Palästina war. Die Bewohner Samarias waren nämlich ein Mischvolk, die Nachkommen der Juden, die von jeher in Samaria gewohnt hatten, und der Heiden, die nach der Eroberung des Landes durch die Assyrer im achten Jahrhundert vor Christus hier angesiedelt worden waren. Auch religiös waren sie von den Juden getrennt. Zwar hatten sie sich den Glauben an den einen wahren Gott bewahrt und auch die Hoffnung auf den Erlöser lebte in ihnen; aber ihre äußere Gottesverehrung hatte viel heidnischen Einschlag, stand jahrhundertlang in keiner Beziehung zu Jerusalem und wenn die Samariter auch zur Zeit Christi die Verbindlichkeiten des mosaischen Gesetzes anerkannten und den heidnischen Einfluß zurückdrängten, so wurden sie doch von den Juden nicht als religiös gleichwertig anerkannt.

Philippus stand also an der Grenze von Samaria. Sollte er sie überschreiten? Auch den in den Augen der Juden minderwertigen Samaritern das Evangelium verkünden? Er überschritt die Grenze, unmittelbar in die Hauptstadt ging er. Hier — die Hauptstadt trug damals den gleichen Namen wie die Landschaft, obwohl schon Herodes der Große ihr fünfzig Jahre zuvor zu Ehren des Kaisers den Namen Sebaste d. h. die Kaiserliche gegeben hatte — hier in Samaria lebte nun Jesus durch das Wort des Philippus auf. Der Diakon begann zu predigen und schon durch die wunderbaren Krankenheilungen angezogen, die Gott zur Bestätigung seiner Predigt wirkte, strömten die auf Philippus zu, lauschten willig seinen Worten und ließen sich taufen. Damit war die zweite große Christengemeinde gegründet und in Samaria herrschte, wie die Apostelgeschichte berichtet, viel Freude (Apg 8, 9).

Während also die Juden in Jerusalem das Christentum tödlich treffen wollten, war ihr Hieb vorbeigegangen und ein Lufthieb geblieben; ja, er war ein Hieb geworden, der sie selber traf. Die Apostel saßen mit ihrer wenn auch für den Augenblick kleineren Heldenschaar in Jerusalem

fest, und gleichzeitig, vielmehr noch gerade durch die Verfolgung, war das Evangelium über ganz Judäa gedrungen und war jetzt sogar jenseits der Grenze bei den Samaritern.

Damit ist die Bedeutung des Schrittes über die Grenze noch nicht ausgemessen. Jerusalem bedeutete den Zusammenschluß der einzelnen Christen zu einer Christengemeinde; mit Samaria begann die Verbindung von *Gemeinde zu Gemeinde*. Denn als die Apostel in Jerusalem hörten, daß Samaria das Wort Gottes angenommen hatte, ordneten sie zwei aus ihrer Mitte nach Samaria ab, um den dort Getauften das heilige Sakrament der Firmung zu spenden. Sie hatten ja an sich selbst die Wunderkraft des Heiligen Geistes erfahren und waren, viel mehr als wir es jetzt vielleicht sind, sich dessen bewußt, daß der Heilige Geist es ist, der Christus in den Gotteskindern lebendig macht. Darum machten sich die zwei Apostel ohne Verzug auf den Weg. Daß der eine von ihnen Petrus war — der andere war Johannes — ist leicht begreiflich. Zu Petrus hatte ja der Herr gesagt: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe; Petrus mußte also auch die gefundenen Lämmer auf den Gefilden Samarias der Herde Christi eingliedern.

Während des Aufenthaltes der Apostel in Jerusalem kam es zu einem Zwischenfall, der nach zwei Richtungen hin bedeutungsvoll wurde. Die junge Kirche stieß da zum erstenmal auf einen Feind, der sich ihr später immer wieder entgegenstellte und ihr viel zu kämpfen und zu leiden gab. Der Zwischenfall gewann ferner dadurch an Bedeutung, daß wie bei der Zuwahl des Apostels Matthias, am Pfingstfest und bei anderen Gelegenheiten, so auch hier der heilige Petrus als Wortführer auftrat.

Schon längere Zeit bevor Philippus nach Samaria kam, hatte nämlich ein gewisser Simon sein Unwesen in der Stadt getrieben, sich als höheres Wesen ausgegeben, die Leute mit allerlei Zauberkünsten verführt und es dahin gebracht, daß man ihm allgemein den Namen gab „die große Kraft Gottes“. Als nun dieser Simon den Diakon Philippus predigen hörte und die Wunderzeichen sah, womit Gott dessen Predigt unterstützte, ließ er sich taufen und schloß sich sogar eng an Philippus an. Wie staunte er erst, als die zwei Apostel kamen und er erfuhr, daß durch die Handauflegung der Heilige Geist mitgeteilt werde! Jetzt brachen die Machtgier und der Ehrgeiz, die ihn schon an die Seite des Philippus geführt hatten, hemmungslos durch und entlarvten ihn. „Gebt auch mir die Vollmacht“, so sprach er zu den Aposteln, „daß jeder, dem ich die Hände auflege, den Heiligen Geist empfangen!“ Dabei — und

das war das Furchtbare — bot er ihnen Geld an; mit Geld wollte er sich die Vollmacht, den Heiligen Geist mitzuteilen, erkaufen.

Wir können uns gut vorstellen, wie Petrus bei einem solchen Ansinnen erschrak und mit welch erschütterndem Ernst er den Simon wie einen Satan zurückwies und von sich schleuderte. „Dein Geld“, sprach er zu ihm, „fahre mit dir ins Verderben, weil du geglaubt hast, die Gabe Gottes mit Geld erkaufen zu können.“ Daran fügte er eine Strafpredigt, so eindringlich und drohend, daß Simon ihn sogar um seine Fürbitte bei Gott anflehte (Apg 8, 9 bis 24).

Noch der Heimweg der Apostel war eine kleine Missionsreise (Apg 8, 25). So froh waren Petrus und Johannes früher niemals vom Fischfang auf dem See Genezareth zurückgekehrt, so froh, wie sie jetzt waren, als sie wieder nach Jerusalem kamen und Hunderte zu Kindern Gottes und Streitern Christi gemacht hatten. Für alle Zeit bleibt diese Samariareise denkwürdig; denn hier leuchteten zwei Grundlinien in der Entwicklung der Kirche auf: die Linie, die über die Grenzen zur räumlichen Allgemeinheit führt, und die Linie zum Zusammenschluß der Christengemeinden unter die von Petrus geleiteten Apostel: Auseinander und doch zueinander.

Auf der einsamen Straße

Die erste Begegnung mit dem Heidentum

Petrus und Johannes waren nun wieder in Jerusalem. Wo aber war der Diakon Philippus geblieben?

Wie er der erste Vermittler der Botschaft und Gnade Christi nach Norden geworden war, so wurde er auch ihr erster Vermittler nach dem Süden zu. Der Heilige Geist, von dem geführt die junge Kirche über die nördliche Grenze Judäas gewandert war, bediente sich ebenfalls des Philippus, um das Licht über die südliche Grenze zu senden.

Der neue Auftrag wurde dem Diakon durch einen Engel zugestellt. Wir wissen nicht, wo und wann es geschah; die Apostelgeschichte berichtet nur, daß ein Engel des Herrn Philippus gebot: „Mach dich auf und zieh gegen Süden!“ Das war also wieder in die Landschaft Judäa zurück. Aber nicht nach Jerusalem sollte er gehen, sondern immer südwärts sollte er wandern, bis er auf die Straße trafe, die von Jerusalem nach Gaza, einer von alters her bekannten Handelsstadt am Mittelmeer, führte. Diese Straße hatte einen eigenen Namen; sie hieß: „Die Einsame“.

Als nun Philippus von Norden her auf diese „Einsame Straße“ traf, sah er auf derselben einen Reisewagen fahren, darin ein vornehmer Mann saß und eifrig in einer Rolle las. Der Diakon kannte ihn nicht; es war ein Fremder, ein Ausländer, Weit aus dem Süden war er gekommen, aus dem Lande Äthiopien an den Ufern des Nil. Dieses Land war damals von Königinnen beherrscht, die alle den Titel Kandake führten. Der Reisende auf der „Einsamen Straße“ war, wir würden sagen, der Finanzminister der Königin von Äthiopien. Er hatte Jerusalem aufgesucht, um dort im Tempel zu beten. Vielleicht hatte er durch Juden, die, wie man sich ausdrückte, in der Zerstreung, d. h. vereinzelt in den Heidenländern wohnten, von dem einen wahren Gott, den Israel in seinem Tempel zu Jerusalem verehrte, gehört und war dabei, wer weiß aus welcher Not heraus, auf den Gedanken gekommen, im Tempel zu Jerusalem dem Gott Israels seine Verehrung zu bezeigen.

Als nun Philippus auf der „Einsamen Straße“ den Wagen mit dem Schatzmeister der Königin Kandake sah, hörte er eine Stimme in seinem Innern: „Geh hin und halte dich in der Nähe des Wagens!“ Er lief hin und sah den Schatzmeister in die Rolle vertieft. Es waren die Schriften des Propheten Jesajas. Da der Schatzmeister laut vor sich hin

las, erkannte Philippus die Prophetenworte und fragte ihn: „Verstehst du auch, was du liest?“

„Wie kann ich das“, erwiderte jener, „wenn mich niemand unterweist?“

Und er lud Philippus ein, in den Wagen zu steigen und bei ihm Platz zu nehmen und ihm zu helfen. Die Stelle, die der Schatzmeister gerade aufgeschlagen hatte, war die Weissagung über den Opfertod des Herrn, die mit den Worten beginnt: „Wie ein Schaf sich zur Schlachtbank führen läßt und wie ein Lamm vor dem, der es schert, keinen Laut von sich gibt, so öffnet er seinen Mund nicht“ (Jes 53, 7).

Der Äthiopier konnte sich nicht denken, wer damit gemeint sei und sprach zu Philippus: „Ich bitte dich, von wem sagt dies der Prophet? Von sich oder von einem anderen?“

Nun hatte Philippus einen Anfang. Von dieser Schriftstelle ausgehend war es ihm leicht, dem gelehrigen Schüler die Geheimnisse des Heiles zu enthüllen. Er tat es so überzeugend, daß der Äthiopier ein heiliges Verlangen nach Christus in seinem Herzen fühlte und, als sie an einem Wasser vorbeikamen, sehnsüchtig ausrief: „Da ist ja Wasser; was steht meiner Taufe noch im Weg?“

„Wenn du von ganzem Herzen glaubst“, erklärte Philippus, „dann kann es geschehen.“

Feierlich der Äthiopier: „Ich glaube, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist“ (Apg 8, 36 f).

Der Wagen hielt. Philippus ging mit dem Fremden zu dem Wasser. Von Friede und Freude überflutet stieg der Schatzmeister als Kind Gottes aus dem Wasser empor und fuhr seines Weges weiter nach Süden.

Freu dich, Äthiopien! Jetzt kommt dein Schatzmeister als ein Schatzmeister der Seelen zurück; als ein Licht, gegen das selbst deine südliche Sonne Finsternis ist; ein Licht, angezündet nicht an dem dämmernden und abgebrannten mosaischen Gesetz, sondern an dem Licht, das in die Welt kam, um jeden Menschen zu erleuchten, auch die dunklen Kinder der Königin Kandake.

Wiederum, wo war Philippus geblieben?

Ganz plötzlich tauchte er in der Stadt Azot auf; später begegnen wir ihm noch einmal in der Stadt Cäsarea. Im Augenblick müssen wir ihn seinen Weg ruhig weitergehen lassen und auf den Weg schauen, den die gesamte junge Kirche jetzt zu gehen hatte und für den Philippus wie ein geheimnisvolles Zeichen war: den Weg zu den Heiden. Ehe wir aber den Aposteln, diesen „Säleuten der Ewigkeit“, wie der heilige

Hilarius sie nennt, in die Heidenwelt folgen, sei ein Blick auf das Feld geworfen, das ihrer Arbeit wartete; ohne Blick auf das Feld kann weder Arbeit noch Ernte gewürdigt werden.

Heiden, das sind die Menschen, die nicht an den einen wahren Gott und an seine übernatürliche Offenbarung glauben. In der Zeit vor Christus waren das alle Menschen mit Ausnahme des kleinen Volkes Israel. Wie die Menschen dazu kamen, den Glauben an den einen wahren Gott zu verlieren, nachdem er doch von den Stammeltern her in der Welt war, das schildert bis auf den heutigen Tag immer noch am sichersten und klarsten der heilige Apostel Paulus im Römerbrief. „Das Unsichtbare an Gott“, so sagte er, „ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, so daß sie keine Entschuldigung haben. Denn nachdem sie Gott erkannt haben, haben sie ihn nicht als Gott verherrlicht, noch ihm gedankt, sondern sie wurden eitel in ihrem Glauben und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert. Sie gaben sich für Weise aus, waren aber Toren. Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichnis und Bild des vergänglichen Menschen, auch der Vögel, und vierfüßiger und kriechender Tiere. Darum überließ sie Gott den Lüsten ihres Herzens, der Unreinigkeit, so daß sie ihren eigenen Leib an sich selbst schändeten, sie, welche die Wahrheit Gottes mit der Lüge vertauschten und mehr das Geschöpf verehrten und anbeteten als den Schöpfer, welcher gepriesen sei in Ewigkeit. Amen“ (Röm 1, 20-25).

Danach entstand das Heidentum erst allmählich in der Welt und zwar durch den Abfall von Gott und durch die Hingabe an die Erdendinge, durch ein Herabfallen aus dem Geistigen in das Sinnliche. Begonnen wurde dieser Abfall durch die erste Sünde. Durch die Sünde wurde es im Menschengestalt dunkel. Der Menschenwille wurde schwach. Je mehr Sünden, umso dunkler wurde es, umso schwächer wurde der Wille. Der Weg führte umso tiefer in das Heidentum, je tiefer die Welt in Sünden sank. Die Heidenvölker, mit denen das Christentum zuerst in Berührung kam, wohnten in den Ländern um das Mittelmeer, vor allem an seiner Ostküste und Nordküste. Soweit nun auch die Heiden von dem einen wahren Gott entfernt waren, so hatte doch die göttliche Vorsehung sie auf den Sohn Gottes, der mit seiner Erlösung auch zu ihnen kommen sollte, vorbereitet. Schon dadurch, daß bei ihnen die Erkenntnis oder wenigstens das Gefühl geweckt wurde, es könne auf der Welt nicht mehr so weiter gehen. Die Verehrung ihrer vielen falschen Götter war mit der Zeit immer unsinniger und trostloser geworden. Die Philosophie, d. h. die Lebensweisheit, wie sie der

menschliche Verstand rein aus sich selbst finden kann, war in stumpfe Ermattung, in trübselige Zweifel oder auf der anderen Seite in eine hemmungslose Hingabe an die Erdenfreuden ausgeartet. Die Kraft, die von einem geordneten und starken Staatsleben und von einem begeisterten Volksbewußtsein ausgeht, war schwächer geworden. Wenn auch noch unbestimmt, so sprach man doch schon vielfach sehnsüchtig davon, daß ein „Jemand“ aus einer anderen und höheren Welt kommen und helfen müsse.

Dieser Erkenntnis kam zustatten, daß die Heiden auch ohne übernatürliche Offenbarung manches Körnlein der verlorenen Wahrheit wiedergefunden und gepflegt hatten. Der heilige Klemens von Alexandrien sagt geradezu, die Heidenwelt sei durch die Philosophie zu Christus erzogen worden. Manches Fünkchen Licht war auch dadurch in die Finsternis des Heidentums gefallen, daß das auserwählte Volk in seiner wechselvollen Geschichte mit einzelnen Heidenvölkern in Berührung gekommen war. Und noch eine dritte Vorbereitung der Heiden für Christus: der Verkehr mit den Mittelmeerländern, auf deren heidnische Bewohner die Christen ja zuerst trafen, war allmählich wesentlich erleichtert worden. Man konnte überall mit einer einzigen Sprache durchkommen. Die äußeren Schranken zwischen Volk und Volk waren gefallen; fast die ganze damals bekannte Welt war in dem einen römischen Reich vereinigt, das Weltreich des irdischen Kaisers war so die Vorbereitung für das Reich Gottes geworden. Die vielen Straßen um das Mittelmeer, auf denen der Weltverkehr hin und her flutete und die doch alle „Einsame Straßen“ waren, weil die Heiden, die darauf gingen, fern von Gott gingen und sich in die Erde verloren — schon streckten sich diese einsamen Straßen dem entgegen, der sagen konnte: „Ich bin der Weg“, und schon hörten sie in der Ferne die Schritte der Gottesboten, die kamen, um nach dem Wort des Zacharias die müdgeirrten Füße auf den Weg des Friedens zu führen.

Das Geheimnis des großen Leinentuchs

Petrus wird von Gott über die Berufung der Heiden belehrt

Die Heidenwelt war äußerlich und, soweit es bei ihr möglich war, auch innerlich auf die Verkündigung des Evangeliums vorbereitet. Für diese Verkündigung mußten aber auch die Apostel selbst vorbereitet werden. Immer wieder hatte der göttliche Meister es versucht, sie von der jüdischen Vorstellung zu befreien, als ob der verheißene Erlöser ein weltliches Reich gründen und damit dem Volk Israel eine irdische Vormachtstellung schaffen würde. Bei der Himmelfahrt des Herrn war die Erziehung der Apostel noch nicht abgeschlossen. Wie der Herr gesagt hatte, sollte ja der Heilige Geist sie in alles einführen, was sie von ihrem Meister gehört, aber noch nicht vollständig begriffen hatten. Wohl in keinem Punkte war die Hilfe von oben so notwendig wie in der Frage, ob die Heiden ohne weiteres in das Reich Christi aufgenommen werden könnten. Hielt es schon bei den Aposteln als Kindern des Volkes, die sie nun doch einmal waren, schwer, die Lösung im Geiste Christi zu begreifen, dann mußte dies noch viel schwerer sein bei den erst durch die Apostel bekehrten Juden. Aber die Hand Gottes griff zur rechten Zeit selber ein und riß die Pfähle aus, hinter denen sich der Geist des Judentums eingeengt hatte. Gott tat dies in einem wunderbaren Vorgang, der weithin den großen Gang der Weltgeschichte bestimmte.

In Cäsarea, so berichtet der heilige Lukas im zehnten Kapitel der Apostelgeschichte, lebte ein Mann mit Namen Kornelius; er war Hauptmann in der sogenannten italienischen Abteilung. Samt seinem ganzen Hause war er fromm und gottesfürchtig, spendete dem Volk reichlich Almosen und betete unablässig zu Gott. Dieser Hauptmann, noch ein Heide, aber ein sehr guter Mensch und auch schon gottgläubig und gottesfürchtig, hatte eines Nachmittags um drei Uhr ein wunderbares Gesicht (Vision). Er sah, wie ein Engel Gottes bei ihm eintrat.

„Kornelius!“ redete der Engel ihn an.

Der Hauptmann war ganz starr und fragte erschrocken: „Was gibt es, Herr?“

Der Engel antwortete: „Deine Gebete und deine Almosen sind als Opfergaben zu Gott emporgestiegen. Sende nun Männer nach Joppe

und laß einen gewissen Simon mit dem Beinamen Petrus kommen. Er ist Gast bei einem Gerber Simon, dessen Haus am Meer liegt. Er wird dir sagen, was du tun sollst." — Und der Engel war verschwunden.

Eilig rief der Hauptmann zwei Diener und einen gottesfürchtigen Soldaten aus seiner ständigen Umgebung, setzte ihnen alles auseinander und schickte sie nach Joppe. Am nächsten Mittag kamen sie in die Nähe der Stadt, gerade um die Stunde, in der Petrus auf dem flachen Dach seines Gastgebers saß und auf die Mahlzeit wartete. Da sah der Apostel etwas vom Himmel herabschweben. Es war wie ein großes Leinentuch, das an den vier Enden auf die Erde herabgelassen wurde. In dem Leinentuch waren allerlei vierfüßige und kriechende Tiere und Vögel und er hörte eine Stimme: „Auf, Petrus, schlachte und iß!"

Nun muß man daran denken, daß Israel seine besonderen Speisegesetze hatte, wonach manche Tiere als unheilig und unrein galten und nicht gegessen werden durften. „O nein, Herr!" erwiderte darum Petrus; „noch nie habe ich etwas Unheiliges und Unreines gegessen." Aber die Stimme rief: „Was Gott für rein erklärt hat, sollst du nicht unrein nennen!" Und noch ein drittes Mal mahnte die Stimme. Dann wurde das Leinentuch emporgehoben und verschwand in der Höhe.

Was war das? — Petrus dachte nach. Mitten in sein Nachdenken klang eine Stimme: „Siehe, drei Männer suchen dich. Wohlan, gehe hinab und ziehe ohne Bedenken mit ihnen; denn ich habe sie gesandt!"

Wirklich, unten standen drei Männer. Es waren die Abgesandten des Hauptmannes Kornelius, sie hatten sich bis zum Hause des Simon durchgefragt und richteten nun ihren Auftrag aus.

Gleich am folgenden Tag machte sich Petrus mit ihnen nach Cäsarea auf und einige Christen aus Joppe schlossen sich ihnen an. Als der sehnsüchtig wartende Hauptmann Petrus sah, ging er ihm entgegen, fiel vor ihm nieder und bezeugte ihm seine Verehrung. Petrus richtete ihn auf und sagte: „Steh auf, auch ich bin nur ein Mensch." Mit ihm in das Haus eintretend fand er dort viele Leute versammelt. Um ihnen zu erklären, warum er so ohne Scheu in das Haus eines Heiden gehe, er, von dem sie doch wußten, daß er aus Israel stammte, hub er an: „Wie ihr wißt, ist es einem Juden nicht erlaubt, mit einem Fremden zu verkehren oder ihm zu nahen. Mir aber hat Gott gezeigt, daß man keinen Menschen unheilig und unrein nennen darf. Deshalb bin ich auch ohne Bedenken mitgegangen, als ihr mich rufen ließet. Nun frage ich: Warum habt ihr mich rufen lassen?" Kornelius hatte es schnell

erzählt und fügte bei: „Du hast recht getan, daß du gekommen bist, und jetzt stehen wir alle vor Gott da, um alles zu vernehmen, was dir vom Herrn aufgetragen ist.“

Petrus begann. „Ich erkenne“, sagte er, „ich erkenne in Wahrheit, daß Gott nicht auf die Person sieht. Vielmehr ist ihm in jedem Volk angenehm, wer ihn fürchtet und recht tut.“

Das war die tiefe Erkenntnis, die er aus dem Geheimnis des großen Leinentuchs gewonnen hatte. Dann stellte er kurz das Leben, das Leiden, die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu dar und hob hervor, daß er selbst alles gesehen und gehört habe.

„Während er noch redete“, so berichtet der heilige Lukas, „kam der Heilige Geist auf alle herab, die auf sein Wort hörten und die Christen, die früher Juden gewesen waren, staunten gar sehr darüber, daß auch für die Heiden die Gabe des Heiligen Geistes ausgegossen Sie hörten nämlich die nun gläubig gewordenen Heiden in fremden Sprachen reden und Gott lobpreisen. Da sprach Petrus: „Kann man denen das Wasser der Taufe versagen, die gleich uns den Heiligen Geist empfangen haben?“ Und so ließ er sie denn im Namen Jesu Christi taufen. Darauf baten sie ihn, noch einige Tage bei ihnen zu bleiben.“

Petrus mußte aber bald wieder nach Jerusalem zurück. Kaum war er da, machten ihm die Christen, die ja ehemals Juden gewesen waren, Vorwürfe darüber, daß er zu den Heiden gegangen und gar noch mit ihnen gegessen habe. Petrus aber legte ihnen den Hergang dar und berief sich auf den Heiligen Geist. Dreimal habe ihm die Stimme vom Himmel befohlen, nicht unrein zu nennen, was Gott, wie ja das Gesicht des großen Leinentuchs mit den Tieren beweise, für rein erklärt habe. Als dann schließlich sogar der Heilige Geist auf die Heiden im Hause des Kornelius herabgekommen sei, habe er sich an das Wort des Herrn erinnert: Johannes taufte mit Wasser, ihr aber werdet mit dem Heiligen Geiste getauft werden. „Wenn also Gott“, so schloß er, „den Heiden, als sie an den Herrn Jesus Christus glaubten, die gleiche Gabe wie uns verliehen hat, wie hätte ich mich da erkönnen dürfen, Gott zu hindern.“

Darauf konnten denn auch die Judenchristen in Jerusalem nichts mehr antworten. „Sie beruhigten sich“, heißt es in der Apostelgeschichte; „sie priesen Gott und sagten: also hat Gott auch den Heiden die büßende Umkehr verliehen, die zum Leben führt.“

Das war die erste Vorbereitung und Wegbereitung für die Aufnahme der Heiden in die Kirche. Damit nahm die äußere Geschichte des Reiches Gottes die von dem Herrn befohlene und von dem Diakon Philippus schon angebahnte entschiedene Wendung aus der Enge in die

Weite, aus der örtlichen Bindung in die weltbeherrschende Freiheit, vom Einzelvolk zur Menschheit, von der Besonderheit, ohne die berechnete Besonderheit aufzuheben, zur Allgemeinheit, zur katholischen Kirche.

Unterdessen freilich hatte Gott noch auf eine andere, nicht weniger wunderbare Weise vorgesorgt. Alle, die davon erfuhren, staunten darüber; ja, sie konnten es im Anfang kaum glauben. Es war aber auch wirklich eine jener göttlichen Großtaten, von denen die Christen aller Zeiten ehrfürchtig in die Knie sinken.

Das auserwählte Werkzeug

Die Berufung des Saulus zur Heidenmission

Auf welchen Wegen das Evangelium sich so schnell von Samaria aus nach Norden und über Galiläa hinaus verbreitete, darüber berichtet uns die Apostelgeschichte nichts. Genug, daß wir wissen: ein bis zwei Jahre nach der Himmelfahrt des Herrn war in Damaskus, hoch oben in Syrien, ungefähr zweihundertfünfzig Kilometer von Jerusalem entfernt, eine kleine Christengemeinde, mitten unter den Juden und Heiden. Durch diese Gemeinde fuhr eines Tages ein jäher Schrecken. Es hieß, Saulus komme von Jerusalem nach Damaskus. Erbleichend fragten die Christen einander: Saulus? — Der Saulus, der unsere Brüder mordet?

Ja, dieser Saulus, der dabei war, als die Juden den Stephanus töteten, zu dessen Füßen sie ihre Obergewänder ablegten, als sie nach den Steinen griffen.

Ungefähr dreißig Jahre war Saulus damals alt. In Tarsus, der Hauptstadt von Zilizien, zwanzig Kilometer vom Mittelmeer in das Land hinein, war er geboren worden. Saulus, d. h. der Erbetene, hatte wohl schon von zu Haus aus auch den römischen Namen Paulus; sein Vater, aus dem Stamme Benjamin, besaß nämlich neben dem tarsischen auch das römische Bürgerrecht. In dem Bericht der Apostelgeschichte tritt der römische Name Paulus an die Stelle des jüdischen Saulus in dem Augenblick, als der Apostel mit der römischen Welt in Berührung kommt. Sein Vater, ein Zelttuchmacher, hatte zuerst in Jerusalem gewohnt und war von da nach Tarsus ausgewandert. Seine Beziehungen zu Jerusalem aber waren damit nicht geschwunden; denn eine Schwester des Apostels war in Jerusalem verheiratet.

Saulus wurde als Kind ganz streng im Geist der Pharisäer, deren Richtung sein Vater angehörte, erzogen und kam später zur weiteren Ausbildung auch in die Schule der Pharisäer nach Jerusalem. Hier entwickelte er sich zu einem außerordentlich geschickten Vertreter strengsten Pharisäertums; dabei war er wie kein zweiter voll Eifer für die jüdischen Gesetze und voll Haß gegen die Christen. Nicht zufrieden damit, daß er Stephanus unter den Steinwürfen seiner Ankläger hatte zusammenbrechen sehen, ließ er sich von dem Hohenpriester die Vollmacht ausstellen, alle Gewalt gegen die Christen gebrauchen zu dürfen. Gründlich nützte er diese Vollmacht aus. „Saulus wütete furchtbar gegen die Kirche“, berichtet die Apostelgeschichte; „er drang in die Häuser ein, schleppte Männer und Frauen fort und warf sie ins

Gefängnis" (Apg 8, 3). Aber auch damit war er noch nicht zufrieden. „Noch immer brannte er voll Wut und Mordgier gegen die Jünger des Herrn. Er ging zum Hohenpriester und erbat sich von ihm Briefe an die Synagogen von Damaskus. Anhänger der christlichen Lehre, die er fände, Männer und Frauen, wollte er gefesselt nach Jerusalem bringen. (Apg 9, 1f). Kein Wunder, daß die Christen in Damaskus erbleichten, als sie hörten, Saulus käme. Den größten Schrecken hatte wohl ein Jünger des Herrn, der Ananias hieß. Ihm gab Christus selber den Befehl, er solle geradezu auf Saulus zugehen; Saulus sei schon in der Stadt, er wohne in der „Geraden Straße“, im Hause des Judas. „Herr“, rief da Ananias, „das ist doch der Saulus, der in Jerusalem den Christen so viel Böses angetan hat und auch hier alle Christen fesseln lassen will!“

Ja, das war der nämliche Saulus, und doch war er nicht mehr der nämliche. Der niedersinkende Stephanus hatte auch für ihn gebetet und draußen vor der Stadt Damaskus hatte der Herr ihn in den Staub geworfen und ihn zu dem demütigen Wurm gemacht, der gewöhnlich der Vater des heiligen Helden ist. Vor einem plötzlich vom Himmel herabfallenden Licht war er niedergestürzt.

Saulus, warum verfolgst du mich?"

„Wer bist du, Herr?"

„Ich bin Jesus, den du verfolgst."

„Herr, was willst du, das ich tun soll?"

„Steh auf, geh in die Stadt; dort wird man dir sagen, was du tun sollst!"

Es gab forthin selten ein Zwiegespräch zwischen Gott und Mensch, das so tief und weithin die Geschichte des Reiches Gottes bestimmte.

Die Gefährten des Saulus, die wohl die Worte des Herrn gehört, aber niemand gesehen hatten, führten den hilflosen, geblendeten Mann nach Damaskus, in das Haus des Judas. Da saß er nun drei Tage lang, sah nichts, aß nichts, trank nichts — und betete. Nur im Geiste ließ ihn Gott sehen, wie ein Mann hereintrat und ihm die Hände auflegte und ihm das Augenlicht wiedergab. Auf diesen Mann wartete nun Saulus.

Endlich öffnete sich die Türe und er hörte eine Stimme: „Bruder Saulus, der Herr Jesus, der dir auf dem Weg hierher erschienen ist, hat mich gesandt; du sollst das Augenlicht wieder erhalten und mit dem Heiligen Geist erfüllt werden."

Sofort fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Er sah wieder, stand auf und empfing die heilige Taufe. Dann nahm er Nahrung zu sich und erholte sich (Apg 9, 17-19).

Als Ananias bei dem Namen Saulus zusammengefahren und mit Einwendungen gekommen war, hatte der Herr ihn beruhigt und gesagt: „Geh nur hin; denn er ist mir ein *ausgewähltes Werkzeug*, um meinen Namen vor Heiden und Könige und die Kinder Israels zu bringen. Ich will ihm zeigen, wieviel er für meinen Namen leiden muß" (Apg 9, 15 f).

Es dauerte aber noch drei Jahre, bis die Welt in Saulus das auserwählte Werkzeug erkannte. Drei Jahre nämlich lebte nun Saulus in einer geheimnisvollen Verborgenheit in Arabien. Als er aber dann wieder nach Damaskus zurückkehrte, kam die Stadt aus der Überraschung nicht mehr heraus; denn sofort ging Paulus in die Synagogen und predigte, daß Jesus von Nazareth der Sohn Gottes sei.

Die Juden stutzten, stießen sich an und sprachen: „Ist denn das nicht der Mann, der in Jerusalem die Bekenner des Namens Jesu verfolgte? Ist er nicht hierhergekommen, um sie gefesselt zu den Hohenpriestern zu bringen?" (Apg 9, 21). Was sie aber auch sagten, Saulus kümmerte sich nicht darum; immer eindringlicher redete er auf die Juden ein, immer überzeugender bewies er ihnen, daß Jesus von Nazareth der verheißene Messias sei, und schließlich kam die ganze Judenschaft von Damaskus in eine heillose Verwirrung. Der Weg, den Saulus vorher gegen die Christen gezeigt hatte, wurde nun gegen ihn selber eingeschlagen: die Juden planten, ihn zu ermorden und, weil sie fürchteten, er könne ihnen entweichen, ließen sie Tag und Nacht die Tore bewachen. Er entwichte ihnen aber doch. Die Christen ließen ihn nämlich bei Nacht in einem Korb über die Mauer hinab. Gar nicht lang und er war in Jerusalem.

Hier eine ähnliche Verwirrung, hier besonders bei den Christen. Als nämlich Saulus auf sie zuing, stoben sie auseinander und wenn er ihnen nachrief, er sei jetzt selbst ein Jünger Jesu, glaubten sie es nicht. Seine Rettung war Barnabas, ein Vetter des heiligen Markus. Barnabas wußte, was mit Saulus geschehen war. Er kannte die Ereignisse, die sich nach der Bekehrung des Saulus in Damaskus abgespielt hatten. Auf sein Zeugnis hin verloren die Christen von Jerusalem ihr Mißtrauen und nahmen Saulus wie einen der Ihrigen auf. Durch Barnabas wurde Saulus dann den Aposteln vorgestellt und wie in Damaskus begann er jetzt auch in Jerusalem, den Namen Jesu zu verkünden. Wer mit Jesus geredet hat, kann ja niemals mehr von ihm schweigen.

Hier in Jerusalem wandte er sich jedoch nicht bloß an die Juden, er ging auch an die Heiden heran. Dazu war er wohl vorbereitet durch die griechische Bildung, die er in Tarsus genossen hatte. Wiederum zeigte

ihm der Herr, wieviel er für ihn leiden solle. Auch hier wie in Damaskus: man wollte ihn umbringen. Die Christen erfuhren jedoch von dem Plan und brachten ihn mit sicherem Geleit in die Hafenstadt Cäsarea am Mittelmeer; dort bestieg er ein Schiff und kehrte in seine Heimat Tarsus zurück.

Aber um in Tarsus zu bleiben, dazu hat dich der Herr nicht auserwählt, Saulus!

Eine kleine Weile und wir werden dich wiedersehen.

So war es mit den drei verborgenen Jahren in Arabien, die der ersten Predigt in Damaskus vorangingen, so ist es im Leben der Helden und Heiligen: Die Hand zurücknehmen heißt ausholen, nur auf der zurückgespannten Sehne kann der Pfeil vorschnellen und der Rückzug dient nur dem Anlauf zum kühnen, entscheidenden Sprung.

Die Türen des Glaubens

Die erste Missionsreise des heiligen Paulus

Nachdem Paulus und Barnabas ihre Aufgabe in Jerusalem treulich erfüllt und die überbrachten Almosen ausgeteilt hatten, kehrten sie, von dem Evangelisten Markus begleitet, nach Antiochia zurück; es war um das Jahr 44 oder 45 nach Christus. In Antiochia wurde nun eine für die Ausbreitung des Christentums bedeutsame Handlung vorgenommen. Die Apostelgeschichte berichtet darüber: „Während sie dem Herrn den heiligen Dienst verrichteten und fasteten, sprach der Heilige Geist: Sondert mir Barnabas und Saulus für die Aufgabe aus, zu der ich sie berufen habe. Alsdann fasteten und beteten sie, legten ihnen die Hände auf und ließen sie ziehen" (Apg 13, 2 f).

Wie man diese Stelle auch erklären mag, auf jeden Fall war die darin geschilderte heilige Handlung die Vorbereitung zur ersten großen Missionsreise des Völkerapostels und zwar eine Vorbereitung, die ersehen läßt, wie wichtig man die Missionsreise selbst nahm; mit Recht wichtig nahm. So wichtig waren die Missionsreisen des Völkerapostels, daß der Geschichtsschreiber bei ihnen bedächtig verweilen muß; er kann sich dabei glücklich preisen, über ihren Verlauf einen ausführlichen und unbedingt zuverlässigen Bericht zu haben.

Dieser vom heiligen Lukas in der Apostelgeschichte niedergelegte Bericht eröffnet uns einen tiefen Blick in die Verhältnisse der Urkirche und die Glaubensverkündigung der Apostel, in ihre Mühsale und Arbeiten, in ihre Erfolge und Freuden und in die wunderbare Gnadenhilfe; nicht zulegt einen überaus wertvollen Blick in die Seele des Völkerapostels. Wir gewinnen damit ein lebensvolles Bild der apostolischen Aufgabe und Hingabe, der apostolischen Größe und Heiligkeit. Wechselvolle Kämpfe und Aufregungen ohne Zahl ziehen da an unserem Auge vorüber, Kämpfe mit den Mächten der Natur und den Gehässigkeiten der Juden, Kämpfe mit dem Mißtrauen der Brüder und mit der eigenen menschlichen Schwäche - kurz ein Heldenleben, dessen Bild immergrüne Kränze trägt.

Auch die Christen in Antiochia waren sich dessen bewußt, daß jetzt der erste planmäßige, vom Heiligen Geist veranlaßte Vorstoß in die weite Welt unternommen werden sollte. In dieser Welt außerhalb Palästinas gab es wohl schon überall zerstreut auch Judengemeinden; aber im Gegensatz zum Mutterland Israels war die Welt außerhalb Palästinas doch die Welt der Heiden, und ihr Verlauf erwies schon

gleich die erste Missionsreise als einen tiefen Vorstoß in diese Heidenwelt.

Den Angriff vorzutragen, dazu war, was die natürlichen Gaben betrifft, von allen Jüngern des Herrn keiner so geeignet wie der heilige Paulus. Keiner war so allseitig gebildet wie er. Er hatte die beste Schule der jüdischen Gesetzesgelehrsamkeit durchlaufen und kannte wie kein zweiter die jüdische Gedankenwelt und ihre Irrgänge. Er kannte aber auch die Weisheit der Griechen und wenn er auf Römer traf er hatte das römische Bürgerrecht. Wir wollen nun diesen ersten Vorstoß in die Heidenwelt verfolgen.

Von Antiochia reisten Paulus und Barnabas, auch jetzt noch von Markus begleitet, zur Hafenstadt Seleucia. Hier bestiegen sie ein Schiff und fuhren über das Meer nach der Insel Zypern. In der Stadt Salamis stiegen sie aus, gingen in die Synagoge der Juden, predigten da und durchzogen dann zu Fuß die Insel der ganzen Länge nach bis zur Stadt Paphos. Während über ihre Erfolge bis dahin nichts berichtet ist, wissen wir von einem großen Erfolg in der Stadt Paphos. Das Auftreten der Jünger Christi war nämlich schnell in der Stadt bekannt geworden und auch dem Statthalter Sergius Paulus zu Ohren gekommen. Der Statthalter war einer jener Heiden, denen die helfende Gnade Gottes Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit verliehen hatte; er ließ Paulus und Barnabas rufen, um sich von ihnen belehren zu lassen. Dabei kam es zu einem aufregenden Vorfall. In Paphos lebte ein Jude, Barjesu oder Elymas geheißten, der sich mit trügerischen Gaukeleien abgab und Sergius Paulus von dem Übertritt zum Christentum abzuhalten suchte. Aber vom Heiligen Geist erfüllt trat Paulus dem Juden unerschrocken gegenüber und warf ihn wie mit starker Hand aus dem Wege. Er sagte ihm die wirkliche Gesinnung seines bösen Heizens ins Gesicht und als himmlisches Zeugnis für seine Worte kündigte er ihm eine furchtbare Strafe an: blind sollte Elymas werden — eine Zeitlang blind werden. Und schon tastete der Jude mit den Armen in der Luft herum und suchte nach einer Hand, ihn zu führen. In dem Augenblick nun, in dem es vor den Füßen des Elymas finster geworden war, wurde es in der Seele des Statthalters strahlend hell. Sergius Paulus wurde ein Christ.

Jetzt war in Zypern das Werk getan. Schnell auf ein Schiff und über das Meer nach Norden, an die Küste von Pamphylien. Perge heißt der Hafen, in den sie einfuhren. Hier verließ Markus seine Gefährten und kehrte nach Jerusalem zurück, Paulus und Barnabas aber zogen immer predigend weiter nach Norden, nach Galatien, bis zur großen Stadt Antiochia, die zum Unterschied von dem Antiochia, woher die Apostel kamen, das pisidische Antiochia genannt wird. Auch hier ging es zuerst

in die Synagoge, wo die Judengemeinde zum Gebet versammelt war. Das Erscheinen der Apostel erregte Aufsehen; man merkte, daß sie etwas zu sagen hatten. Daher traten nach der Verlesung der heiligen Bücher die Vorsteher der Synagoge auf Paulus und Barnabas zu und fragten sie, ob sie nicht ein Wort der Erbauung sprechen wollten. Was Paulus nun predigte war ein Abriß der Geschichte Israels und des Lebens Jesu, eine Tröstung und eine ernste Warnung, sich dem Glauben an Christus nicht zu verschließen. Die Predigt machte tiefen Eindruck, denn beim Verlassen der Synagoge wurden die Apostel gebeten, doch am nächsten Sabbat wieder zu kommen und wieder zu predigen; ja, viele wollten von den Aposteln gar nicht mehr weichen und schlossen sich eng an sie an.

Am nächsten Sabbat aber kam eine unvorhergesehene Wendung. Fast die ganze Stadt war versammelt, darunter jedoch auch eine Schar Juden, die, eifersüchtig auf den Zustrom der Heiden und auf den Erfolg der Apostel, diesen widersprachen, so daß schließlich Paulus sagte: „Gut, zuerst mußte das Wort Gottes zu euch gesprochen werden; aber weil ihr nichts von uns wissen wollt, darum wenden wir uns jetzt zu den Heiden" (Apg 13, 46). Er berief sich dafür auf eine Schriftstelle, mit der auch die aufsässigen Juden geschlagen waren, auf das Wort, das beim Propheten Jesajas der himmlische Vater zum Erlöser sagt: „Ich habe dich zum Licht der Heiden bestimmt, du sollst zum Heile dienen bis an die Grenzen der Erde" (Jes 49, 6).

Darüber herrschte nun helle Freude bei den Heiden, in Antiochia und der ganzen Umgegend. Die Juden jedoch spannen ihre schwarzen Fäden weiter, streckten sich hinter bestimmte angesehene Kreise und brachten es fertig, daß Paulus und Barnabas aus dem Gebiet von Antiochia vertrieben wurden. Die Christen aber, die sie bekehrt und getauft hatten, blieben da und „waren voller Freude und voll des Heiligen Geistes" (Apg 13, 52).

In Ikonium, wohin Paulus und Barnabas sich nun wandten, die nämliche Sache. In die Synagoge — viele Juden und viele Heiden werden Christen — Hetze und Haß gegen die Apostel — eine Spaltung, die einen für, die anderen gegen sie — Bedrohung — Flucht — und immer weiter. Der Same aber war gestreut und ging auf.

Rasch sind die Säleute in Lystra. Allein auf ihren Fersen auch die gehässigen Juden von Antiochia und Ikonium, sie schleppen Paulus zur Stadt hinaus — Steine fliegen nach ihm hin, bis er zusammenbricht und wie tot liegen bleibt. Als sich das aufgehetzte Judentum verzogen hat, schleichen sich die Jünger Christi herbei und umringen wehklagend den Apostel. Aber siehe da! Paulus ist ja gar nicht tot — er regt sich, er

steht auf, dehnt sich und streckt sich — am andern Tage reist er mit Barnabas nach Derbe und geht hier unverdrossen und als ob nichts geschehen wäre, von neuem an sein heiliges Werk.

Wer die Karte betrachtet, denkt vielleicht: Jetzt reist Paulus in seine Heimat Tarsus und von da das Meer entlang nach Antiochia zurück, froh, den Nachstellungen der Juden entgangen zu sein. Aber was tut der Apostel? Unbekümmert um alles, was ihm zugefügt worden ist und vielleicht wiederum droht, macht er in Derbe kehrt und reist nach Lystra zurück. Er ist bloß um seine Christen bekümmert. Sie müssen gestärkt und gefestigt werden, sie müssen Priester und eine kirchliche Ordnung erhalten. Darum zurück nach Lystra, zurück nach Ikonium, zurück nach dem pisidischen Antiochia, nach Perge und erst in Attalia auf das Schiff und heim nach Antiochia. Hier ein großes Freudenfest. Der heilige Lukas sagt: „Nach ihrer Ankunft versammelten sie die Gemeinde und berichteten, welch große Dinge Gott durch sie gewirkt und daß er den Heiden die Türe des Glaubens geöffnet habe" (Apg 14, 26).

Die Bahn wird frei

Das Apostelkonzil

Der Vorstoß in das Heidentum war geglückt. Jesus lebte in Zypern, in Pamphylien und Galatien. Das auserlesene Werkzeug hatte sich bewährt. Zwar hatte Paulus mehr als einmal den Staub von den Füßen schütteln und fliehen müssen, aber er war wieder gekommen; er war unter den Steinwürfen vor Lystra zusammengebrochen, aber er war wieder aufgestanden; kurz, „Paulus und Barnabas hatten“, wie die Apostelgeschichte sagt, „das Werk vollbracht, zu dem sie von der Gnade Gottes übergeben worden waren“ (Apg 14, 25).

In Antiochia, wohin sie zurückgekehrt waren, tauchte aber schon bald eine neue Sorge auf. Die Angelegenheit mutet uns jetzt vielleicht fremdartig an; aber in Wirklichkeit hing daran die ganze Entwicklung des Christentums und ihre Lösung war richtunggebend für alle Zeiten. Es war die Frage nach dem Verhältnis von Christentum, Judentum und Heidentum.

Juden waren Christen geworden und Heiden waren Christen geworden. Sie kamen von entgegengesetzten Seiten zu Christus hin und sollten sich nun in Christus zusammenfinden. Ihre Herkunft aber konnten sie nicht verleugnen. In den Augen der Judenchristen hatten die Heidenchristen immer noch etwas Heidnisches an sich, solange sie vorher nicht auf das jüdische Gesetz verpflichtet waren. Den Juden hatte eben auch das Taufwasser ihr jüdisches Denken und Fühlen nicht spurlos abgewaschen. Gewiß, es war menschlich und verständlich, daß sie ihre althergebrachten religiösen Anschauungen und Gebräuche mit in das Christentum hineinzunehmen suchten und einen gewissen Vorrang vor den Heidenchristen für sich beanspruchten. Die erste Christengemeinde war ja in den Mauern Jerusalems entstanden, die ersten Jünger waren aus dem Judentum gekommen, die Apostel waren Söhne Israels und gingen auch nach der Herabkunft des Heiligen Geistes zum Gebet immer noch in den Tempel.

Solange die Judenchristen nur jüdische Gebräuche beobachteten, die mit der Offenbarung Christi nicht in Widerspruch standen, und solange sie das Heil nicht von ihren jüdischen Gebräuchen, sondern einzig von dem Kreuzestod Jesu erwarteten — gut! Sobald sie aber ihre Gebräuche als Wesensbestandteil des christlichen Lebens ansahen und die von ihren Vätern ererbten und jetzt noch beobachteten Gesetz als auch für die Heidenchristen verbindlich erklärten, sobald sie darlegten,

der Weg zum Christentum führe über das Judentum und niemand könne ein Christ sein, der nicht auch die Zeichen der Kinder Israels an sich trage — in diesem Augenblick mußte eine grundsätzliche Klärung geschaffen werden. Der Augenblick kam.

Eines Tages trafen nämlich einige Judenchristen aus Palästina in Antiochia ein und sagten zu den Heidenchristen: „Wenn ihr euch nicht nach dem Brauch des Moses beschneiden laßt, könnt ihr nicht zum Heil kommen" (Apg 15, 1). Da waren aber auch schon Paulus und Barnabas auf dem Plan und wehrten diese Zumutung von den Heidenchristen ab. Sie hatten keinen leichten Stand; denn die Judenchristen wollten ihre Forderung nicht preisgeben. Aber auch Paulus und Barnabas gaben nicht nach; durch den Anspruch der Judenchristen schien ihnen der ganze Erfolg der Heidenmission in Frage gestellt.

Wer konnte da entscheiden? Doch nur die Apostel. Also „beschloß man, Paulus und Barnabas nebst einigen anderen aus ihrer Mitte sollten wegen dieser Streitfrage nach Jerusalem zu den Aposteln und den Vorstehern hinaufziehen" (Apg 15, 2).

Wo immer diese Abordnung hinkam, erzählte sie von den schönen Erfolgen der ersten Missionsreise und überall freute man sich darüber, erst recht in Jerusalem. Aber hier in Jerusalem verdichtete sich auch der Widerstand gegen Paulus und Barnabas; hier standen Christen auf, die ehemals zu den Pharisäern, also zu den hartnäckigsten und kleinlichsten Verteidigern des mosaischen Gesetzes gehört hatten, und verlangten geradezu: „Man muß die Heiden beschneiden und anhalten, das Gesetz des Moses zu beobachten" (Apg 15, 5). Da versammelten sich die Apostel, die in Jerusalem weilten, überlegten und berieten. Christus, das Haupt seines geheimnisvollen Leibes, der Kirche, schaltet ja die Tätigkeit der Glieder nicht aus und der Heilige Geist, der in die Wahrheit einführt und die Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenlehren verbürgt, entbindet keineswegs die sichtbare Kirche von der geistigen Arbeit. So war es schon im Jahre 50 bei dieser ersten Kirchenversammlung, dem Apostelkonzil.

Nach gründlicher Untersuchung und reiflicher Überlegung der Frage trat der heilige Petrus auf und erklärte, daß Gott den ehemaligen Heiden und den ehemaligen Juden in gleicher Weise den Heiligen Geist gegeben habe. Wenn die Last des mosaischen Gesetzes schon für viele Juden zu schwer gewesen sei, um wieviel mehr müßte sie es für die Heiden sein. Judenchristen und Heidenchristen würden auf gleiche Weise selig, nämlich durch die Gnade des Herrn Jesus Christus.

Kein Widerspruch erhob sich: die Apostelgeschichte berichtet: „Die ganze Versammlung schwieg“ (Apg 15, 12). Wenn Petrus als der Oberhirte spricht, dann schweigt in Ehrerbietung die Kirche.

Um jedoch die Verschmelzung der Judenchristen mit den Heidenchristen und ihr Zusammenleben zu erleichtern, beantragte der Apostel Jakobus der Jüngere, der seit der Abreise des heiligen Petrus aus Judäa Bischof von Jerusalem war und wohl am meisten die Schwierigkeiten des Zusammenlebens von Juden- und Heidenchristen zu fühlen hatte, die ehemaligen Heiden sollten Rücksicht auf die Judenchristen nehmen und sich besonders einiger Handlungen und Gebräuche enthalten, an denen die ehemaligen Juden Anstoß nahmen. Zum Teil waren das Handlungen, die jedem Christen an und für sich schon verboten waren, auf deren Vermeidung das Judentum aber von jeher besonderen Wert legte, weil sich darin die Heiden am meisten umwandeln mußten; es waren die Teilnahme an den Mahlzeiten aus Götzenopfern und die bei den Heiden allgemeine, schwere Unzucht. Zum andern Teil waren es rein jüdische Gebräuche, zu denen die aus dem Heidentum Bekehrten nicht kraft des allgemein verbindlichen Willens Christi verpflichtet waren, deren Befolgung aber die Apostel für eine bestimmte Zeit und ein bestimmtes Land anordnen konnten, um Schwierigkeiten und Reibungsflächen in den ersten Christengemeinden auszuschalten und eine friedliche Entwicklung zu fördern; das war die Enthaltung vom Blutgenuß und dem Genuß des Fleisches erstickter Tiere. Dieser Beschluß wurde Paulus und Barnabas schriftlich mitgegeben, als sie mit zwei Jüngern des Herrn namens Judas und Silas nach Antiochia zurückkehrten.

Nein, der Weg zu Christus lief für die Heiden nicht über Moses. Der erste Abschnitt des Kampfgebietes war schon früher mit der Aufnahme des Hauptmannes Kornelius erobert; auch die Heiden konnten, das war damals klar geworden, so gut wie die Israeliten Kinder des Reiches Gottes werden. Jetzt ging der Kampf um den zweiten Abschnitt: die Juden durften sich nicht zwischen die Heiden und Christus stellen, freie Bahn für alle! Grundsätzlich war der Kampf schon mit dem Apostelkonzil entschieden; im wirklichen Leben nahmen die Apostel, wo es dem Frieden zu dienen schien und ohne die Heiden zu verlegen geschehen konnte, noch Rücksicht auf die Juden. Sogar Paulus, wie wir später sehen werden; um so leichter ist es bei Petrus zu begreifen.

Nicht lange nach dem Apostelkonzil kam nämlich auch der heilige Petrus nach Antiochia. Wenn er jetzt mit den Heidenchristen der Stadt zusammen war, kümmerte er sich nicht um die alttestamentlichen Speisegesetze. Freilich, als ihm das die Judenchristen aus Palästina

übel nahmen, mied er gemeinschaftliche Mahlzeiten mit den Heidenchristen, um nach keiner Seite Anstoß zu erregen. Das war eine rein persönliche, gutgemeinte Rücksichtnahme; aber sie konnte gegen die Heidenchristen ausgebeutet werden, zumal nach seinem Beispiel auch Barnabas und andere Judenchristen den Verkehr mit den Heidenchristen aufgaben. Darum sprang der heilige Paulus für die Heidenchristen ein und die Vorstellungen, die er Petrus machte, führten dazu, daß auch die Judenchristen wenigstens außerhalb Palästinas sich immer mehr von den Vorschriften des mosaischen Gesetzes loslösten und in die christliche Freiheit hinüber strebten.



Der Paulus-Turm in Damaskus



Kirche und Synagoge

Statuen am Straßburger Münster. Diese von einem der größten mittelalterlichen Künstler geschaffenen Bildwerke stellen den Sieg der Kirche Christi über die jüdische Synagoge dar. Gekrönt und sieghaft trifft die Kirche mit scharfem Blick die Synagoge. Geblendet und geknickt wendet sich die Synagoge ab; ihre Waffen sind zerbrochen und die Gesetzestafel droht ihrer Hand zu entfallen.

Die ewigen Geschenke Christi

Bedeutung und Geschichte der Apostel

Wer das Wachsen der jungen Kirche Christi bisher verfolgte, hörte wohl von den Diakonen Stephanus und Philippus, von Petrus, Paulus und Barnabas; von den übrigen Aposteln aber fast gar nichts. Wo waren sie geblieben? Hatten sie denn keine Bedeutung für die erste Entwicklung des Reiches Gottes, weil sie gar nicht erwähnt wurden?

Sie hatten eine grundlegende Bedeutung. Sie waren ja die von Jesus selbst unmittelbar ausgesandten Zeugen seines Lebens, seiner Lehre und seiner Auferstehung. In ihren Händen ruhten die Schlüssel des Himmelreiches. Sie hatten die junge Kirche zu bilden, sie hatten die Gläubigen zu lehren und durch Gesetze und Strafen zu leiten. Weil sie das Lebenswerk Jesu weiterzuführen hatten, waren sie durch Wundergaben beglaubigt. Gegen ihre Lehren gab es keinen Einspruch und eine Berufung gegen ihre Gesetze war ausgeschlossen. Sie waren die Türe in das Reich Gottes. Ihre Gewalt übten sie aus als einheitlicher Verband unter Petrus als ihrem Haupt. Dieser Verband soll bis zum Ende der Welt bestehen; er muß sich also immerfort ergänzen und das geschieht durch die Wahl von Bischöfen. Aber der einzelne Bischof ist nicht Nachfolger eines einzelnen, bestimmten Apostels; das ist nur der Fall beim Nachfolger des heiligen Petrus, dem Bischof von Rom.

Was die Apostel kraft ihres Amtes vor ihren Nachfolgern voraus hatten, war die Wundergabe, die persönliche Unfehlbarkeit und der Lehr- und Hirtenauftrag für die ganze Kirche. Daß sie bis jetzt nicht weiter genannt wurden, hat seinen Grund darin, daß die Quellen für die Geschichte der Urkirche wenig von ihnen berichten. Darüber dürfen wir uns nicht wundern; denn diese Schriften wurden ja nicht zu dem Zweck verfaßt, uns ein vollständiges Bild der apostolischen Wirksamkeit in der Urkirche zu geben, und wenn wir auch von der Arbeit keines einzigen Apostels etwas wüßten, das wüßten wir dennoch und zwar aus dem Evangelium, daß die Arbeit der Apostel die Fortsetzung der Arbeit unseres Heilandes war und darum für die Gründung und das Wachsen des Reiches Gottes so notwendig wie es für die Ernte das Pflügen und Säen, für den Baum das Pflanzen und Begießen ist. Jeder einzelne Apostel war von Christus selbst gerufen und in den Heilsplan der Welt hineingestellt worden; das Apostolat war Rückgrat und Herz des geheimnisvollen Leibes Jesu Christi. Deswegen

wurde auch sofort die Lücke ausgefüllt, die durch das Ausscheiden des unseligen Judas Iskariot entstanden war.

In einer Versammlung von ungefähr einhundertzwanzig Jüngern erhob sich der heilige Petrus und sprach: „Einer von den Männern, die mit uns all die Zeit zusammen waren, da der Herr Jesus unter uns aus- und einging, von der Taufe des Johannes angefangen bis zum Tage seiner Himmelfahrt, einer von diesen muß mit uns Verkündiger der Auferstehung Jesu werden. Darauf stellten sie zwei Männer auf, Josef genannt Barnabas mit dem Beinamen der Gerechte und Matthias, und sie beteten: Du o Herr, kennst alle Herzen. Zeige an, wen von diesen beiden Du erwählt hast, damit er diesen Dienst, das Apostelamt, Übernehme, von dem Judas abgewichen ist, um seinem Schicksal zu verfallen. Darauf warfen sie das Los über sie: es fiel auf Matthias und so war Matthias den zwölf Aposteln beigelegt" (Apg 1, 21—26).

Wie sehr die Apostel in Jerusalem den Mittelpunkt der jungen Kirche bildeten, geht schon daraus hervor, daß der Mann, den der Herr selbst als Zeugnis seiner Auferstehung und als bevorzugtes Werkzeug der Glaubensverkündigung vom Himmel herab bestimmte, daß der heilige Paulus zu den zwölf Aposteln nach Jerusalem ging und sich ihnen vorstellte. Daher schickten die Christen in Antiochia, als sie Zweifel hatten und eine Entscheidung wollten, eine Botschaft zu den Aposteln.

Wurde die Bezeichnung „Apostel" auch auf andere um die Verkündigung des Evangeliums verdiente Jünger des Herrn übertragen, so ist sie doch ursprünglich bloß der auszeichnende Titel für die zwölf Jünger, die Jesus, vielleicht mit Rücksicht auf die zwölf Stammväter Israels, gerade in dieser Zahl nach der Bergpredigt zu seinen beständigen Begleitern auswählte und zur Fortsetzung seiner himmlischen Sendung und seiner irdischen Arbeit mit besonderen Vollmachten ausrüstete und in die Welt hinaus sandte.

Von dem Völkerapostel Paulus abgesehen sind wir am besten über die Wirksamkeit des heiligen *Petrus* unterrichtet. Freilich stehen nicht alle Zeitangaben über seine Tätigkeit bis auf Jahr und Tag fest. Als der Apostelfürst im Jahr 42 oder 43 den Nachstellungen des Königs Herodes Agrippa I. durch einen Engel entrissen und aus dem Gefängnis befreit worden war, wandte er sich vermutlich nach Antiochia. Vielleicht war er in dieser Stadt schon früher einmal, es soll um das Jahr 35 gewesen sein; auf jeden Fall gilt Petrus als der Begründer des antiochenischen Bischofssitzes. Von Antiochia aus begab sich der Apostelfürst nach Rom; in welchem Jahre das geschah, ist unbestimmt. Im Jahre 50 aber kehrte er von Rom wieder nach Jerusalem zurück und leitete hier das Apostelkonzil. Von Jerusalem aus reiste er neuerdings

nach Antiochia, um nach einem kurzen Aufenthalt daselbst die Christengemeinde in Kleinasien aufzusuchen und sich dann nach einem Besuch der Christen in Korinth zum zweitenmal nach Rom zu begeben. Hier wirkte er als Bischof von Rom bis zu seinem Tode im Jahre 67, besorgt nicht nur für die Christen in Rom, sondern auch, wie es sein Oberhirtenamt verlangte, für die ganze Herde Christi. Dafür zeugen seine zwei Briefe; von Rom aus schrieb er sie an die kleinasiatischen Christen, die vom heiligen Petrus bekehrt und zu Gemeinden zusammengeschlossen in ihrer heidnischen Umgebung sehr gefährdet waren.

Geschichtlich verbürgte Nachrichten haben wir auch über den Apostel *Johannes* und über die beiden Apostel Jakobus den Älteren und Jakobus den Jüngeren. Nach dem Tod der Mutter Jesu, der nach glaubwürdiger Überlieferung in Jerusalem erfolgte, wirkte der heilige Johannes in der großen kleinasiatischen Stadt Ephesus. Von hier aus führte er die Aufsicht über die Christengemeinden Kleinasiens, bis er, wie eine Überlieferung berichtet, um das Jahr 90 unter der Regierung des Kaisers Nerva nach Rom gebracht, da in einen Kessel siedenden Öles geworfen und, wunderbar vor dem Tode bewahrt, auf die Insel Patmos verbannt wurde. In der Verbannung schrieb er „Die geheime Offenbarung“, ein prophetisches Buch, das in geheimnisvollen Bildern eine Geschichte des Reiches Gottes entwirft. Nach Ephesus zurückgekehrt, schrieb er seine drei Briefe und veröffentlichte, gegen den Irrlehrer Cerinth gerichtet, sein Evangelium, das die drei anderen Evangelien voraussetzt, ausführlicher die Predigten Jesu in Jerusalem bringt und besonders die Gottheit Jesu in den Vordergrund stellt. In Ephesus, wo der Apostel in hohem Alter starb, wurde viele Jahrhunderte lang sein jetzt nicht mehr bekanntes Grab hoch verehrt.

Sein Bruder, der *Apostel Jakobus der Ältere*, wurde, wie schon oben erwähnt, der erste von den Zwölfen, der für Christus den Martertod starb. Um den Juden zu gefallen, ließ ihn Herodes Agrippa I. im Jahre 42 oder 43 hinrichten. Daß er in Spanien gepredigt hat, ist nur eine Legende, mögen auch die in Compostela gezeigten Reliquien echt sein.

Sein Namensvetter, *Jakobus der Jüngere*, ein Verwandter der allerseligsten Jungfrau, scheint nach der Himmelfahrt des Herrn immer in Jerusalem geblieben zu sein. Als der heilige Petrus im Jahre 42 oder 43 die Stadt verließ, übernahm Jakobus der Jüngere die Leitung der Christen in Jerusalem und gewann auch großen Einfluß auf die Juden, hauptsächlich deswegen, weil er unter den Aposteln derjenige war, der am meisten den Zusammenhang mit dem mosaischen Gesetz und den alttestamentlichen Gebräuchen bewahrte. Seinem Einfluß hatten die

Judenchristen es zu verdanken, daß bei der Befreiung der Heidenchristen von den jüdischen Gebräuchen auf dem Apostelkonzil immerhin noch eine so große Rücksicht auf sie genommen wurde. Sein Ansehen bei den Juden war auch der Grund, warum der Hohepriester Ananus ganz gegen das römische Recht — der Landpflegerposten war damals unbesetzt — ihn zum Tod verurteilen ließ. Nach einem alten zuverlässigen Bericht wurde er im Jahre 62 oder 63 von der Zinne des Tempels herabgestürzt und, da er nach dem Sturz noch lebte, durch einen Steinhagel und durch den Schlag mit einem Knüttel getötet. Es ist der Apostel, der uns den herrlichen Jakobusbrief hinterließ.

Über die anderen Apostel haben wir wenig Angaben, die geschichtlich zu gewinnen, sei mit Zurückstellung der an den einzelnen Orten sich abspielenden Ereignisse sofort der weitere Weg des Apostels verfolgt. Er führte von Philippi über die Städte Amphipolis und Apollonia nach Thessalonich — dem jetzigen Saloniki — und von Thessalonich über Beröa südwärts der Küste des Ägäischen Meeres entlang nach Athen und Korinth. Von Korinth aus kehrte der Apostel quer über das Ägäische Meer nach Kleinasien zurück, landete in der Hafenstadt Ephesus und fuhr trotz der Einladung, länger zu bleiben, mit dem Versprechen, später wieder zu kommen, nach Cäsarea an der Küste Palästinas, begrüßte dort die Christen und eilte nordwärts nach seinem Antiochia. Die ganze Reise dauerte ungefähr zwei Jahre und war, der Zeit nach kürzer als die erste, an bedeutungsvollen Ereignissen, an Drangsalen und Erfolgen nicht ärmer.

In Philippi werden Paulus und Silas gezeißelt und in den Kerker geworfen. Ein Erdbeben aber erschüttert die Stadt, so daß Tür und Tor offen stehen und die Gefangenen in die Freiheit laufen können. Der verzweifelte Kerkermeister will sich töten; Paulus hält ihn jedoch zurück und tröstet ihn. Nun wäscht der heidnische Mann den Aposteln die blutigen Striemen, wird ein Jünger des Herrn und läßt sich taufen. In Thessalonich sind die Juden wieder hinter ihm her, heben Volk und Obrigkeit gegen Paulus und Silas auf und sie müssen flüchtig gehen; aber sie lassen eine Christengemeinde zurück. In Beröa: auch hier die Juden mit Wühlereien und Hetzereien, so daß, während Silas und Timotheus, der schon die Apostel von Lystra aus begleitet hat, zurück bleiben, Paulus den Staub von den Füßen schüttelt und allein weiterreist. In Athen: die wunderbare ganz auf die neuartigen heidnischen Griechen eingestellte Predigt, die an den Altar mit der Inschrift „Dem unbekannten Gott“ anknüpft, und dann die Bekehrung des vornehmen Dionysus, des nachmaligen ersten Bischofs von Athen. In Korinth, wo der Apostel sich achtzehn Monate aufhält und seine

beiden, in Beröa zurückgebliebenen Begleiter wieder zu ihm stoßen: wie überall so auch hier Feindseligkeiten und Nachstellungen vonseiten der Juden. Auf seinen Nachweis, daß Jesus der ihnen verheißene Messias sei, wissen sie bloß mit Lästerungen und Schmähungen zu antworten und bringen es schließlich so weit, daß dem Apostel nichts anderes übrig bleibt, als die halsstarrigen Juden sich selbst zu überlassen und zu erklären: „Euer Blut komme über euer Haupt! Ich habe keine Schuld. Von nun an werde ich zu den Heiden gehen" (Apg 16, 6). Sie aber lassen ihn keineswegs gehen, sie ergreifen ihn und schleppen ihn an das Gericht des Statthalters Gallio, um seine Verurteilung zu erwirken, weil er sich gegen ihr Gesetz verfehlt habe. Dem heidnischen Gallio aber ist das jüdische Gesetz gleichgültig; Gesetz hin, Gesetz her, denkt er und weist sie fort.

Für die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden gewann diese zweite Missionsreise eine große Bedeutung. Schon dadurch, daß Paulus jetzt sich immer mehr auf den *Westen* einstellt. Er läßt Bithynien liegen und betritt den Boden Europas. Auch innerlich ein Ruck nach dem heidnischen Westen, eine Abwendung von den mehr an der Ostküste des Mittelländischen Meeres wohnenden Juden. Wir hörten, wie er in Korinth sagte: „Von nun an will ich zu den Heiden gehen." Wohl treffen wir ihn auch später noch, wie er in den Synagogen den Juden predigt; aber wir haben doch allen Grund anzunehmen, daß das bisherige Verhalten der Juden seinem Herzen die Heiden näher rückt.

Die zweite Bedeutung dieser Missionsreise liegt darin, daß Paulus jetzt ganz nah und länger mit dem „Hellenismus", d. h. der *griechischen Geistesrichtung* zusammentrifft. Der Einfluß der griechischen Geistesrichtung auf die Entwicklung des Christentums zwingt dazu, nach ihrem Wesen zu fragen. Der Geist der Griechen war *wissenschaftlich* und strebte darnach, den Dingen auf den letzten Grund zu kommen und sie einheitlich zu erklären. Der Geist der Griechen war *künstlerisch* und strebte darnach, die stofflichen Dinge kunstvoll zu gestalten und zu verklären. Der Geist der Griechen war auch *sinnlich* und strebte darnach, diese Dinge restlos zu genießen und sich von ihnen zu nähren. Neben dem unleugbaren Aufschwung in die höhere Welt des Geistes war der griechische Geist ein ebenso unleugbares Herabgleiten in die Tiefen der Genußsucht, in Unzucht und Unmäßigkeit. Insbesondere gilt dies von der Stadt, die Paulus auf dieser Reise ganz gründlich kennenlernte, von der zweihunderttausend Einwohner zählenden Handelsstadt Korinth. „Korinthisch leben" war gleichbedeutend mit Unzucht treiben. In den griechischen Lustspielen der späteren Zeit erschien der Korinther vielfach als Trunkenbold. Die

Hauptvertreter korinthischer Art waren der rastlose Kaufmann, der hemmungslose Schlemmer, der kraftstrotzende Athlet.

Die zweite Missionsreise bietet uns schließlich Gelegenheit, an dem heiligen Paulus einen Zug zu entdecken, der uns bei der Betrachtung seines Bildes nicht entgehen darf: er zeigt den Apostel als den selbstbewußten römischen Bürger. Nach jenem Erdbeben in Philippi, von dem vorhin die Rede war, sandten die Stadtobersten ihre Diener zu dem Kerkermeister mit dem Befehl, Paulus und Silas frei zu lassen. Als der Kerkermeister Paulus diese Botschaft überbrachte, erwiderte der Apostel: „Öffentlich und unverhört haben sie uns, die wir römische Bürger sind, gezeißelt und in das Gefängnis geworfen und jetzt entlassen sie uns heimlich? — Nein, nein; sie sollen kommen und uns selbst hinausführen" (Apg 16,37 f). Als den Stadtobersten diese Worte berichtet wurden, fürchteten sie sich, da sie hörten, es seien römische Bürger und sie kamen, leisteten Abbitte, führten sie heraus und baten sie, die Stadt zu verlassen (Apg 16, 38 f).

Reich an Mühsalen und Drangsalen war diese Reise, aber auch reich an Eroberungen und Erfolgen; was die Apostel von ihr heimtrugen, waren *Narben und Lorbeeren*.

Die Fesselung des Agabus

Die dritte Missionsreise des Apostel Paulus

Schon in dem Bericht über die zweite Missionsreise klang leise das Wort *Rom* an; in dem Bericht über die dritte Missionsreise steht ausdrücklich, daß Paulus geradezu sagte: „Ich muß nach Rom sehen.“ Er sagte das zu Ephesus, einer Hafenstadt an der kleinasiatischen Küste. Bereits zweieinviertel Jahr wirkte er in dieser Stadt; aber schon vorher hatte er reiche Arbeit geleistet. Im Frühjahr 54 hatte er nämlich vernommen, daß bei den von ihm gegründeten Christengemeinden in Galatien einige Judenchristen sich wieder mit ihren Ansprüchen breit machten und behaupteten, alle Christen müßten das Gesetz des Moses halten. Darum war er sogleich von Antiochia aufgebrochen, hatte Galatien und Phrygien durchwandert, nach dem Rechten gesehen und die Christen in ihrem Glauben gestärkt. Von da war er nach Ephesus gekommen. Seiner alten Gewohnheit gemäß predigte er auch hier zuerst in den Synagogen. Nach drei Monaten wählte er aber einen anderen Versammlungsort, weil die Juden ihn vielfach störten. Auch in Galatien hatten sie nach seiner Abreise sofort Unruhen hervorgerufen. Viele Gläubigen waren durch jüdische Lehrer dazu gebracht worden, sich wieder jüdischen Gebräuchen zu unterziehen. Sie standen ja zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite hatten sie die Heiden zu Feinden, auf der anderen Seite die Juden. Stellten sie sich und ihre Kinder unter die jüdischen Gebräuche, so war dadurch wenigstens der Angriff der Juden etwas gemildert. Sie glaubten das umso eher tun zu können, weil ja auch, wie sie betonten, die ersten und Hauptapostel, die in Jerusalem lebten, noch nach jüdischem Brauch lebten. Damit verdächtigten sie den heiligen Paulus; er habe nicht so in der Nähe Jesu gelebt wie die anderen Apostel, er habe erst später die Predigt des Evangeliums auf sich genommen. Blitzartig werden damit die Schwierigkeiten beleuchtet, die dem Völkerapostel durch seine außerordentliche Berufung zum Apostel in den christlichen Gemeinden selbst entstanden. Aber der Apostel war Mann genug, die Angriffe auf sich und die christliche Freiheit zu entkräften und abzuwehren.

In Ephesus selbst war seine durch viele Wunder bekräftigte Predigt reich gesegnet und auch in der Umgegend entstand eine Reihe von Christengemeinden.

Dem Evangelium war hier etwas vorgearbeitet worden. Bei seiner Ankunft fand der Apostel eine Gruppe von Männern vor, die

behaupteten, schon die Taufe empfangen zu haben; es stellte sich aber heraus, daß sie bloß die Bußtaufe des Johannes, nicht aber die sakramentale Taufe empfangen hatten. Paulus spendete ihnen also das Sakrament der Taufe und sofort auch das Sakrament der Firmung.

Wie so vielfach in der Urkirche, begleitete der Heilige Geist auch hier sein Kommen in die Menschenseele mit außerordentlichen Gnadengaben; sie waren ein sichtbares Zeichen für die unsichtbare Einwohnung des Heiligen Geistes und bildeten für den Glauben der mit den heiligen Geschehnissen noch wenig vertrauten Bekehrten eine starke Stütze. Wunderbare Krankenheilungen kamen hinzu, so daß das Vertrauen auf die Apostel von Tag zu Tag wuchs und das religiöse Leben in Ephesus herrlich emporblühte und auch reiche Früchte trug. Viele Gläubige kamen, bekannten und legten offen dar, was sie früher Böses taten. Viele andere, die sich mit Zauberkünsten abgaben, machten ihre abergläubischen Bücher zu und verbrannten sie vor aller Augen. Man schätzte ihren Wert auf fünfzigtausend Silberdrachmen, das sind vierzigtausend Mark (Apg 19, 19 f). So konnte der heilige Lukas feststellen: „Der Name des Herrn Jesus kam hoch zu Ehren; mächtig wuchs und erstarkte das Wort des Herrn" (Apg 19, 17.20). Die Arbeit des Apostels in Ephesus schien also getan, und er wollte nun auf einem Umweg nach Rom. Er mußte jedoch seine Abreise plötzlich verschieben, weil aus Korinth beunruhigende Nachrichten und Anfragen kamen. Es galt, die kirchliche Einheit zu stärken, gegen die Gefahren der üppigen, unzüchtigen Stadt zu wappnen, zu tadeln und zu warnen, zu belehren und zu berichtigen. Der Apostel tat es in einem Brief und gab ihn den Boten, die von Korinth gekommen waren, mit in die Heimat zurück. Nach Mazedonien, wo seine Anwesenheit auch notwendig geworden war, sandte er einstweilen den Timotheus und den Erastus voraus. Vielleicht hätte er noch länger in Ephesus verweilt, um weitere Nachrichten aus Korinth abzuwarten; aber Unruhen in der Stadt zwangen ihn — es war im Mai oder Juni 57 — die Stadt zu verlassen und einstweilen seinen Mitarbeiter Titus nach Korinth zu schicken; in der Stadt Troas, so machte Paulus mit Titus aus, wollten sie einander treffen. Da aber die Ankunft des Titus sich verzögerte, reiste ihm Paulus nach Mazedonien entgegen und so trafen sie sich in Philippi. Mit einem zweiten Brief schickte der Apostel den Titus nach Korinth zurück, während er selbst nachkam, im Winter 57/58 in Korinth blieb und von da den Brief an die Christen in Rom schrieb. Gern wäre er jetzt auf dem nächsten Weg über Syrien nach Jerusalem gereist; aber

wiedermum waren es Anschläge der Juden, die ihn nötigten, einen Umweg einzuschlagen, so daß er erst gegen Pfingsten des Jahres 58 in Jerusalem eintraf. Das sind die großen Linien der dritten Missionsreise.

Wer den Apostel von Stadt zu Stadt genau verfolgen und über die einzelnen Ereignisse sich unterrichten will, der muß die Apostelgeschichte des heiligen Lukas zur Hand nehmen und die Kapitel 18—21 aufschlagen. Wer aber hinter die trockenen Namen und Zahlen sehen und erkennen will, was für eine Heldenfahrt diese Missionsreise war, der lese etwa den zweiten Brief nach, den Paulus von Mazedonien aus an die Korinther schrieb. Darin heißt es: „Ich habe Mühseligkeiten überreichlich ertragen, Kerkerstrafen überreichlich, Mißhandlungen über die Maßen, Todesgefahren gar oft. Fünfmal erhielt ich von den Juden vierzig Streiche weniger einen, dreimal wurde ich mit Ruten geschlagen, einmal gesteinigt. dreimal erlitt ich Schiffbruch, eine Nacht und einen Tag trieb ich auf hoher See umher. Auf Reisen war ich oftmals in Gefahren durch Flüsse, in Gefahren durch Räuber, in Gefahren durch Volksgenossen, in Gefahren durch Heiden, in Gefahren in den Städten, in Gefahren in der Wüste, in Gefahren auf dem Meer, in Gefahren durch falsche Brüder. Ich ertrug Mühsal und Beschwerden, häufige Nachtwachen, Hunger und Durst, viele Fasten, Kälte, und Blöße. Zu allem anderen kommt noch der tägliche Andrang zu mir, die Sorge um alle Gemeinden. Wer wird schwach, ohne daß ich schwach werde? Wer nimmt Anstoß, ohne daß ich entbrenne? Soll denn einmal gerühmt sein, so will ich mich meiner Schwachheit rühmen. Gott, der Vater des Herrn Jesus, weiß, daß ich nicht lüge. Er sei gepriesen in Ewigkeit" (2 Kor 11, 23—31).

Als Paulus diese Worte schrieb, war er mitten im Lauf, noch nicht in Jerusalem. Er konnte sich denken, daß er dort von den Juden nichts Gutes zu erwarten hatte. Aber er fürchtete sich nicht. Während er in Milet von den Gläubigen und auch von den Christen, die aus Ephesus herbei geeilt waren, Abschied nahm, sagte er: „Nun fühle ich mich in meinem Innern gedrängt, nach Jerusalem zu reisen. Was mir dort begegnen wird, weiß ich nicht; nur das versichert mir der Heilige Geist von Stadt zu Stadt, daß Bande und Drangsale meiner warten. Aber das alles fürchte ich nicht und ich achte mein Leben gering, wenn ich nur meine Laufbahn vollende und die Aufgabe erfülle, die ich vom Herrn Jesus erhalten habe: die frohe Botschaft von der Gnade Gottes zu verkünden" (Apg 20, 22—24).

Treu seiner Aufgabe reiste Paulus von Milet nach Cäsarea. Schon in Milet hatte ihm der Heilige Geist geoffenbart, daß in Jerusalem

Schlimmes seiner warte. In Cäsarea wurde es ihm noch einmal angekündigt. Er wohnte in dem Hause des Diakons Philippus, der den Schatzmeister der Königin Kandake getauft hatte. Einige Tage nach seiner Ankunft traf bei Philippus ein mit prophetischen Gaben begnadeter frommer Christ namens *Agabus* aus Judäa ein. Kaum hatte er Paulus gesehen, nahm er den Gürtel des Apostels, fesselte sich Hände und Füße damit und sagte: So spricht der Heilige Geist: „Den Mann, dem dieser Gürtel gehört, den werden die Juden in Jerusalem also binden und der Gewalt der Heiden ausliefern" (Apg 21,11). Darüber eine große Bestürzung im Hause des Philippus. Alle flehten den Apostel an, doch von Jerusalem wegzubleiben. Paulus aber entgegnete:

„Warum weint ihr und warum macht ihr mir das Herz so schwer? Ich bin bereit, für den Namen des Herrn Jesus Christus mich in Jerusalem nicht nur binden zu lassen, sondern selbst den Tod zu leiden" (Apg 21, 13).

Den Tod freilich brauchte er in Jerusalem nicht zu leiden; aber was er da leiden mußte, war immerhin noch Leids genug.

Die nächtliche Verschwörung

Der Höhepunkt im Kampf der Juden gegen die Erlösung der Heiden

Der Seher Agabus behielt recht. Ob der heilige Paulus aber alles ahnte, was seiner in Jerusalem wartete?

Eine Aufregung drängte die andere, keinen Augenblick war er seines Lebens sicher. Hatte man ihm heute die Ketten abgenommen, zückte man schon morgen den Dolch gegen ihn. Über diese Tage dürfen wir nicht flüchtig hinwegzelen: es waren Höhepunkte im Kampfe zwischen Judentum und Christentum und in dem Geschick dieses einen Mannes verdichteten sich die Kämpfe des ganzen Reiches Gottes. Es stand ja kein anderer Apostel so tief mitten in den großen Fragen der Urkirche wie der Völkerapostel.

Bei den Christen in Jerusalem löste die Ankunft des heiligen Paulus große Freude aus. Am Tag nach seinem Eintreffen begab er sich zu dem Apostel Jakobus, wo sich die Ältesten der Gemeinde versammelt hatten. Zuerst berichtete er da über die Erfolge seiner Mission unter den Heiden. Zwar herzlich froh darüber, konnten die Judenchristen in Jerusalem doch nicht die Besorgnis verbergen, es könnte zu einem Aufruhr gegen Paulus kommen, weil die Juden gehört hatten, daß Paulus die bekehrten Juden von dem mosaischen Gesetz freigehalten habe. Ja, sie wiesen darauf hin, daß in Jerusalem tausend Christen noch treu nach ihren alten jüdischen Gebräuchen lebten, und sie legten ihm nahe, in einem bestimmten damals gerade vorliegenden Fall sich öffentlich den jüdischen Gebräuchen zu unterwerfen. Paulus ging auf den Vorschlag ein, konnte aber damit die Gefahr nicht bannen; denn als ihn die Juden, die ihn von seinen Missionsreisen her kannten, erblickten, schlugen sie einen Höllenlärm, weil sie glaubten, er habe auch einen Heidenchristen in den Tempel geführt. Es entstand ein förmlicher Aufruhr; Paulus wurde ergriffen und sollte kurzerhand getötet werden.

Zum Glück erfuhr der Befehlshaber der römischen Besatzung auf der Burg Antonia von den Unruhen; er kam mit einem Zug Soldaten gerade noch recht, um den schon mißhandelten Apostel den Händen der Juden zu entreißen. Freilich nahm er ihn gefangen, weil er nicht wußte, wen er vor sich hatte. Paulus konnte sich auch nicht verständlich machen; denn die Juden tobten und drängten so, daß die Soldaten, um den Apostel nicht in Stücke reißen zu lassen, ihn tragen mußten. Schon waren sie am Burgtor, als Paulus dem Obersten zurief: „Ist es mir

erlaubt, mit dir zu reden?" Erstaunt fragte der Oberst, ob er denn griechisch verstehe, ob er nicht der Ägypter sei, der kürzlich den großen Aufruhr erregt habe. Paulus gab ihm Bescheid und erhielt auf seine Bitten hin sogar die Erlaubnis, zu den Juden zu sprechen.

Nun trat der Apostel vor, winkte mit der Hand und alles schwieg. Er begann in hebräischer Sprache zu reden; da wurde es noch stiller. Er berichtete, wie er aus dem Verfolger Christi, als den sie in Jerusalem ihn gekannt hatten, ein Jünger Christi geworden war. Bis zu dem Augenblick ließen sie ihn reden, da er sagte, Christus habe ihn zu den Heiden gesandt. Das Wort „Heiden“ hören — und mit ihrer Ruhe war es vorbei; sie rasten förmlich und machten sich bereit, ihn zu steinigen. Der Oberst, der sich das Toben der Juden immer noch nicht erklären konnte und glaubte, den Apostel doch für einen Missetäter halten zu müssen, ließ ihn rasch in die Burg führen; dort wollte er, um ein Geständnis von ihm zu erzwingen, ihn geißeln und foltern lassen. Schon hatten die Soldaten ihn zur Geißelung angebunden, da fragte der Apostel den dabei stehenden Hauptmann, ob das denn erlaubt sei, einen römischen Bürger zu geißeln und dazu noch ohne Richterspruch. Daraufhin eilte der Hauptmann zum Obersten, der Oberst kam rasch herbei und fragte hastig den Apostel, ob er denn ein Römer sei. Paulus bejahte es. Erstaunt sagte der Oberst:

„Das römische Bürgerrecht? — Ich habe es mit viel Geld erworben.“

„Ich aber habe es schon von Geburt an“, erwiderte Paulus. Schnell wurde er losgebunden, von Geißeln keine Rede mehr; dem Oberst wurde es sogar bang, weil er ihn hatte binden lassen.

Er mußte aber immerhin wissen, was die Juden gegen ihn hatten und so ließ er ihn am folgenden Tag vor den Hohen Rat und die jüdischen Priester führen. Festen Blickes schaute Paulus sie an und sprach zu ihnen: „Männer, Brüder, ich bin mit gutem Gewissen vor Gott gewandelt bis auf den heutigen Tag.“ Der Hohepriester aber konnte gar nicht warten; er wollte nichts mehr hören und befahl, dem Apostel auf den Mund zu schlagen.

„Gott wird dich schlagen“, erwiderte der Apostel, „du getünchte Wand! Du sollst mich nach dem Gesetz richten und lässt mich schlagen entgegen dem Gesetz.“

Damit spielte er auf die Gesetzesvorschrift an, daß ein Angeklagter vor seiner Bestrafung verhört werden mußte. Freilich wußte Paulus nicht, daß es der Hohepriester war und als man auf ihn einschrie, er lästere den Hohenpriester, sagte er, er habe es nicht gewußt, daß er der Hohepriester sei, er wisse wohl, daß im Gesetz des Moses heiße, den

Obersten seines Volkes solle man nicht lästern. Aber richtig vorausgesagt hatte der Apostel dennoch; dieser Hohepriester wurde später ermordet.

Was aber sollte Paulus jetzt tun? — Doch er kannte seine Gegner. Ein Teil von ihnen gehörte zu den Pharisäern, der andere zu der Sekte der Sadduzäer. Beide Richtungen unterschieden sich durch ihre Meinung über die Auferstehung der Toten. Die Sadduzäer glaubten nicht an die Auferstehung, die Pharisäer hielten daran fest. Paulus erfaßte die Lage und rief: „Männer, Brüder! Ich bin ein Pharisäer, ein Sohn der Pharisäer, und wegen der Hoffnung auf die Auferstehung der Toten werde ich gerichtet (Apg 23, 6). Und schon war der Zeitpunkt da! Die Pharisäer für ihn, die Sadduzäer gegen ihn — ein Tumult, daß der Oberst fürchtete, Paulus werde noch zerrissen, und ihn rasch zurück auf die Burg führen ließ.

Damit war jedoch die Gefahr noch nicht überwunden. „Da es Tag geworden“, so berichtet die Apostelgeschichte, „rotteten sich einige Juden zusammen, verschworen sich unter Verwünschungen und erklärten, weder essen noch trinken zu wollen, bis sie Paulus getötet hätten. Sie gingen zu den Hohenpriestern und Ältesten und sprachen: „Lasst dem Obersten zu wissen tun, daß er ihn euch vorführe, als wollt ihr über ihn Genaueres in Erfahrung bringen; wir aber sind bereit, ehe er herbeikommt, ihn zu töten“ (Apg 23, 12—15).

Von dieser Verschwörung gegen den Apostel erfuhr jedoch wir wissen nicht auf welchem Weg — der Sohn seiner Schwester, die, wie wir schon früher hörten, in Jerusalem wohnte. Der junge Mensch eilte auf die Burg und überbrachte dem Onkel, was er erlauscht hatte. Paulus rief einen Hauptmann an und ersuchte ihn, seinen Neffen zum Obersten zu führen. Der Oberst nahm den jungen Menschen beiseite, fragte ihn aus und erfuhr nun alles. Sofort rief er zwei Hauptleute und gab ihnen den Befehl: „Haltet zweihundert Soldaten bereit, daß sie nach Cäsarea ziehen, und siebzig Reiter und zweihundert Lanzenträger auf die dritte Stunde der Nacht. Haltet auch Lasttiere bereit, daß man den Paulus darauf setze und ihn wohlbewahrt zum Landpfleger Felix bringe“ (Apg 23, 23f). Der Grund, warum er Paulus fortschaffen ließ, war die Furcht, die Juden möchten sich schließlich doch des Apostels mit Gewalt bemächtigen und ihn töten, wodurch er, der Oberst, leicht in den Verdacht kommen könne, als habe er sich von den Juden bestechen lassen und für Geld den Paulus seinen Feinden in die Hände gespielt. Während die Vorbereitungen zur Abreise getroffen wurden, schrieb der Oberst noch schnell einen Brief, der den Landpfleger Felix darüber unterrichten sollte, weswegen Paulus in Haft genommen wurde und

jetzt ihm zur Aburteilung gebracht werde. Der Brief ist uns erhalten. Er lautete: „Claudius Lysias wünscht dem besten Landpfleger Felix Heil! Diesen Mann haben die Juden ergriffen und es war daran, daß sie ihn töteten; da kam ich mit Kriegsvolk herbei und rettete ihn, nachdem ich erfahren, daß er ein Römer ist. Und da ich die Ursache wissen wollte, weswegen sie ihn beschuldigten, führte ich ihn vor den Hohen Rat. Da fand ich, daß er wegen Streitfragen ihres Gesetzes angeklagt, aber keines Verbrechens schuldig sei, welches Tod oder Fesseln verdiente. Als mir nun angezeigt wurde, daß sie ihm heimlich nachstellen, habe ich ihn zu dir gesendet und die Ankläger beschieden, die Klage vor dir anzubringen. Lebe wohl!" (Apg 23, 26—30).

Wie hatte doch der Herr damals in Damaskus gesagt? Ich werde dem Saulus zeigen, wieviel er um meines Namens willen leiden muß. Was wird nun in Cäsarea mit ihm geschehen?

Das rettende Bürgerrecht

Die Untersuchungshaft des heiligen Paulus und seine Berufung an den Kaiser

Fünf Tage war Paulus in Cäsarea, als auf Wunsch des Landpflegers Felix der Hohepriester Ananias von Jerusalem kam, um seine Anklage gegen den Apostel vorzubringen. Ein Rechtsanwalt namens Tertullus begleitete den Hohenpriester. Tertullus eröffnete die Anklage, hieß den Apostel den „Rädelsführer der empörerischen Sekte der Nazarener“, stellte ihn als einen Aufrührerstifter unter allen Juden in der Welt hin und nannte ihn geradezu eine Pest. In aller Ruhe verlangte Paulus, seine Feinde sollten ihm doch ein Verbrechen beweisen. Das konnten sie allerdings nicht und der Landpfleger, der vom Christentum nichts wußte, vertagte die Gerichtssitzung, bis der Oberst Lysias von Jerusalem gekommen wäre. Dem Hauptmann, der für Paulus verantwortlich war, befahl der Landpfleger, den Apostel „wohl zu verwahren und mild zu behandeln, auch keinem von den Seinigen zu verbieten, ihm Dienste zu leisten“ (Apg 24, 23).

Diese Maßnahmen waren sicher nicht im Sinn der Juden gelegen. Der Landpfleger ließ sogar, gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin Drusilla, den Apostel öfter zu sich rufen, um mit ihm über das Christentum zu reden, nicht aus lauterem Sinn für das Evangelium; Felix wartete viel mehr auf Bestechungsgelder. So verging eine Woche nach der anderen das erste Jahr und das zweite Jahr. Dann trat an die Stelle des Felix ein neuer Landpfleger namens Festus.

Drei Tage nach seinem Amtsantritt begab sich Festus nach Jerusalem. Kaum in der Stadt, wurde er sofort von den Juden bestürmt, er möge den Apostel nach Jerusalem bringen lassen. Sie hofften nämlich, auf dem Weg den Apostel töten zu können. Festus aber erwiderte, sie sollten mit ihm nach Cäsarea gehen, wenn sie etwas gegen Paulus vorzubringen hätten. Was wollten sie tun? Sie zogen wohl oder übel mit nach Cäsarea und wiederholten hier die Anklage, womit sie schon den Landpfleger Felix zu einer Verurteilung des Apostels hatten bestimmen wollen. Festus kam in Verlegenheit. Entscheiden konnte er nicht; denn es fehlte ihm jede Kenntnis der religiösen Fragen. Auf der anderen Seite wollte er sich nicht gleich bei seinem Amtsantritt gegen die Juden ungefällig zeigen. In dieser Verlegenheit fragte er den Apostel, ob er nicht vielleicht nach Jerusalem gehen und sich dort richten lassen wolle. Hätte er

zugestimmt, niemand wäre froher gewesen als die Juden; Jerusalem freilich hätte der Apostel wohl niemals gesehen. Was aber anstatt dessen geschah, hatten die Juden nicht erwartet.

Ruhig und überlegen, vielleicht mit heimlicher Genugtuung über die Enttäuschung der Juden, trat der Apostel vor und sprach: „Landpfleger, ich stehe vor dem Richterstuhl des Kaisers; da muß ich gerichtet werden. Den Juden habe ich kein Leid getan, wie du besser weißt. Wenn ich ein Leid getan oder etwas begangen, was den Tod verdient, so weigere ich mich nicht zu sterben; ist aber nichts an dem, dessen sie mich beschuldigen, so vermag niemand, mich ihnen zu überliefern. Ich rufe den Kaiser an" (Apg 25, 10 f).

Mit diesem einen Wort „ich rufe den Kaiser an" waren die Juden beiseite geschoben. Festus besprach sich mit seinem Rat und verkündete: „Den Kaiser hast du angerufen — du sollst zum Kaiser gehen" (Apg 25, 12).

Was aber sollte er dem Kaiser berichten? Er konnte doch keinen Gefangenen nach Rom schicken, ohne anzugeben, aus welchem Grund der Mann gefangen war. Es war ihm daher gewiß nicht unangenehm, daß gerade jetzt König Agrippa von Jerusalem mit der Königin Berenike ihn besuchte und er so über die leidige Angelegenheit reden konnte. Agrippa ließ sich Paulus vorführen und der Apostel gab ihm einen ausführlichen Bericht über sein Leben. „Durch Gottes Hilfe geschützt", so schloß er, „lebe ich heute noch und lege vor groß und klein Zeugnis ab. Ich verkündige nichts anderes, als was die Propheten und Moses geweissagt haben: der Messias werde leiden, als erster von den Toten auferstehen und dem Volke wie den Heiden das Licht verkünden" (Apg 26, 22 f).

Der Landpfleger, dem, wie gesagt, jedes Verständnis für religiöse Fragen fehlte, konnte den Worten des Apostels gar keinen Sinn abgewinnen. „Du bist von Sinnen, Paulus", sagte er; „die große Gelehrsamkeit bringt dich um den gesunden Verstand."

Der Apostel aber erwiderte: „Edler Festus, ich bin nicht von Sinnen; ich rede nur die nüchterne Wahrheit. Der König weiß von diesen Dingen; darum rede ich ganz freimütig vor ihm. Denn ich kann nicht glauben, daß ihm etwas davon unbekannt ist; die Sache hat sich ja nicht in einem entlegenen Winkel zugetragen." Und sich an Agrippa wendend, fragte er ihn geradezu: „König Agrippa, glaubst du den Propheten? Ich weiß, du glaubst." Nachdenklich entgegnete der König: „Fast überredest du mich dazu, Christ zu werden."

„Wollte Gott", antwortete ihm der Apostel, „daß über kurz oder lang nicht bloß du, sondern alle meine heutigen Zuhörer das würden, was ich bin, diese Fesseln ausgenommen.

„Da erhoben sich der König, der Statthalter, Berenike und die übrigen Anwesenden und im Weggehen sprachen sie zueinander: Der Mann tut nichts, was Tod oder Kerker verdient. Ja, Agrippa bemerkte zu Festus: Man könnte den Mann freilassen, wenn er nicht Berufung an den Kaiser eingelegt hätte" (Apg 26, 24—32).

Was alles wäre jetzt noch zu erzählen! Um es kurz zusammenzufassen: Paulus wurde nach Rom geführt. Mit anderen Gefangenen wurde er einem Hauptmann namens Julius übergeben und auf ein Schiff aus der Stadt Adrumet gebracht. Der Apostel wurde gut behandelt; der menschenfreundliche Hauptmann erlaubte ihm sogar, in Sidon an Land zu gehen, seine Freunde zu besuchen und sich von ihnen verpflegen zu lassen. Nur hätte der gute Hauptmann mehr auf den Apostel hören sollen, als dieser riet, das alexandrinische Schiff, das sie von dem Hafen Myra aus zur Weiterfahrt benützten, möge drohender Stürme wegen an der Küste der Insel Kreta überwintern und günstigeres Wetter abwarten; Schiff mit Menschen und Fracht müßten sonst Schaden leiden. Der Hauptmann aber verließ sich auf den Schiffsherrn und den Steuermann und diese waren für sofortige Weiterfahrt.

Die Folge war eine furchtbare Seenot. Ein Ostnordoststurm brach los, die Segel mußten eingezogen werden, hilflos wurde das Schiff auf dem wütenden Meer herumgeschleudert, am zweiten Tag wurde ein Teil der Ladung über Bord geworfen, am dritten Tag warf die Mannschaft eigenhändig das Schiffsggerät in das Wasser, von Essen und Trinken keine Rede mehr — alles schien verloren.

In dieser höchsten Not trat Paulus vor die zermürbte Mannschaft und sprach: „Ihr Männer, man hätte mir folgen und nicht von Kreta abfahren sollen; dann wäre uns dieses Ungemach und dieser Schaden erspart geblieben. Doch, wie die Dinge jetzt liegen, ermahne ich euch, guten Mutes zu sein. Kein Menschenleben wird verloren gehen, sondern nur das Schiff. Denn heute Nacht erschien mir ein Engel des Gottes, dem ich angehöre und diene, und sprach: Fürchte dich nicht, Paulus! Du mußt vor dem Kaiser stehen. Siehe, Gott hat dir alle deine Reisegefährten geschenkt. Ich vertraue auf Gott", schloß Paulus, „daß es so kommen wird, wie mir gesagt wurde. Wir müssen jedoch auf irgendeine Insel verschlagen werden" (Apg 27, 21—26).

Die Insel, auf die sie verschlagen wurden, war die Insel Malta. Die Leute dort hatten schon vielmals erlebt, wie Schiffbrüchige an ihr Gestade getrieben wurden; aber eine solche Aufregung hatte es noch kaum gegeben wie jetzt. Das Schiff, das auf eine Landzunge zusteuerte, geriet nämlich auf Grund, der hintere Teil wurde zertrümmert, der vordere blieb unbeweglich stecken und nun hieß es sich ins Wasser stürzen und an das Ufer schwimmen. Um ihnen ein Entrinnen unmöglich zu machen, hätten die Soldaten die Gefangenen gern getötet; aber der Hauptmann, der um keinen Preis zulassen wollte, daß dem Apostel ein Leid geschehe, verbot es und so wurden um des Apostels willen auch die anderen Gefangenen gerettet. Wer schwimmen konnte, mußte zuerst über Bord und die übrigen wurden dann auf Brettern und Schiffsteilen an das Ufer gerettet. Dort sammelten sich rasch die Inselbewohner um die Schiffbrüchigen und zündeten ein Feuer an, um die Durchnästen zu erwärmen und zu trocknen. Dabei half auch Paulus. Nun geschah es, daß, als er ein Reisigbündel auf das Feuer legte, eine von der Hitze aufgeschreckte Natter hervorschnellte und sich ihm mit giftigem Biß an die Hand hing. Alles schrie auf. Die Inselleute stießen einander an und sagten: Dieser Mensch ist gewiß ein Mörder; kaum dem Ertrinken entronnen, hat ihn jetzt die Schlange. Der Apostel aber schleuderte die Schlange ins Feuer, so ruhig, wie man einer Fliege wehrt. Aller Augen hingen nun an seiner Hand; man wartete darauf, daß sie anschwellen würde. Keine Spur. Wiederum stießen sie einander an und meinten: Der ist ein Gott. Sie sollten noch andere Dinge sehen.

In der Nähe lagen die Landgüter eines gewissen Publius, eines auf der Insel hochangesehenen Mannes, von dem die Schiffbrüchigen freundlich aufgenommen und drei Tage bewirtet wurden. Der Vater des Publius lag schwer krank an der Ruhr darnieder und hatte hohes Fieber. Der Apostel besuchte ihn, betete über ihn, legte ihm die Hände auf und — der Kranke war gesund. Jetzt kam die ganze Insel in Bewegung. Von überallher wurden die Kranken beigebracht, ein Strom des Segens ging von dem Apostel aus und die Leute wußten gar nicht, was sie dem Apostel und seinen Gefährten Gutes tun konnten.

Aber so viel Gutes auch der Apostel auf Malta erfuhr, so viel Gutes er selbst auf Malta wirken konnte, was war Malta?

Malta war bloß eine Zwischenlandung. Paulus mußte nach Rom.

Das Blutgericht

Der Abschluß des Kampfes der Juden gegen die Urkirche

Als der Völkerapostel bei seiner Abreise nach Rom den Boden Palästinas verließ, war der Kampf zwischen Judentum und Christentum im Wesentlichen abgeschlossen. Diese erste, aber sehr schwere Zeit der Urkirche hatte die drei Aufgaben: Erstens die junge Christenschar gegen die Angriffe des Judentums zu verteidigen, zweitens das Evangelium über die Grenzen des Judentums hinauszutragen und drittens das Reich Christi insofern und insoweit vom alten Bund loszulösen, daß fernerhin kein Christ die bloß zeitgeschichtlich bedingten Gesetze und Gebräuche Israels zu befolgen brauchte. Alle drei Aufgaben waren erfüllt worden. Ihre Erfüllung hatte der Urkirche viele Wunden geschlagen und viele Opfer gekostet, aber es war dem Judentum nicht gelungen, die Verkündigung des Evangeliums zu unterbinden und die Lebensadern des Reiches Christi abzuschneiden. Ja, die Predigt der Jünger Jesu hatte nicht bloß zur Bildung zahlreicher, blühender Christengemeinden in Palästina geführt, das Evangelium war weit in das Innere Asiens vorgedrungen, war an den Küsten des mittelländischen Meeres entlang gelaufen und — was den Juden am meisten zu denken geben konnte — sie selbst hatten durch Haß und Verfolgung zur Verbreitung des Evangeliums beigetragen. Auch die dritte Aufgabe war gelöst. Mochten auch die Judenchristen an ihren ererbten jüdischen Gebräuchen festhalten, mochten auch die Heidenchristen dort, wo sie unter Juden und Judenchristen lebten, auf diese Rücksicht nehmen — die Frage, ob der Weg zu Christus über Moses führe, war auf dem Apostelkonzil grundsätzlich und für alle Zeit entschieden worden. Petrus hatte erklärt: „Gott hat keinen Unterschied zwischen uns und den Heiden gemacht . . . vielmehr glauben wir, durch die Gnade des Herrn Jesus Christus das Heil zu erlangen, wir wie auch sie“ (Apg 15, 9, 11).

Den dunklen, schweren Schlußstrich unter diese ganze Entwicklung zog Gottes Hand mit der Zerstörung Jerusalems. „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“, hatten die Juden auf den Straßen Jerusalems geschrien. Im Jahre 70 kam das Blutgericht, nicht unvorbereitet, aber so rasch und in einem solch entsetzlichen Vollzug von den Juden gewiß nicht erwartet. Sonst hätten sie nicht geradezu zum Krieg mit Rom gedrängt, sie, das winzige, alleinstehende Volk, zudem in sich selbst uneins und gespalten! Aber sie lebten immer noch

in der Hoffnung, ihr Messias werde kommen und ihnen zum Sieg über die Heidenwelt verhelfen.

Die römischen Landpfleger freilich taten das ihrige, um sie das fremde Joch und die eigene Ohnmacht immer härter fühlen zu lassen. Die heidnische Tempelwache verhöhnte und verlegte ein über das andere Mal das religiöse Empfinden Israels, römische Soldaten verbrannten die heilige Gesetzesrolle, die dem Kaiser Tiberius geweihten Schilde wurden im Tempel aufgehängt, was als eine Entweihung des Tempels angesehen wurde, und es konnte von Pilatus nur mit vieler Mühe erreicht werden, daß die Schilde wieder entfernt und in den Tiberiustempel nach Cäsarea gebracht wurden. Kaiser Caligula befahl sogar, seine Bildsäule im Tempel aufzustellen, und bloß der Tod des Kaisers verhinderte den Vollzug des Befehls. Es bedurfte schließlich nur mehr eines Anstoßes und der Aufruhr fuhr zischend durch das Land.

Diesen Anstoß gab der Landpfleger Gessius Florus. Wenn die Bedrückungen seiner Vorgänger noch zu überbieten waren, er überbot sie. Mit dem Räubergesindel machte er gemeinschaftliche Sache und ließ straflos morden und brennen, wenn er nur seinen Teil an der Beute bekam. Fast viertausend Menschen hatte er schon in den Tod getrieben; da legte er auch noch Hand an den Tempelschatz. Jetzt schrien die Juden verzweifelt auf, griffen zu den Waffen und brachten sogar dem aus Syrien herbeieilenden römischen Statthalter Cestius Gallus eine Niederlage bei. Mit dem Erfolg wuchs der Mut. Aber schon ließ der Kaiser auf Anruf eben dieses Statthalters sechzigtausend Mann, geführt von dem Feldherrn Vespasian und dessen Sohn Titus gegen Jerusalem vorrücken. Rasch war fast ganz Palästina erobert und die Römer trafen bereits die Vorbereitungen zur Belagerung Jerusalems, als die Juden unter sich uneins wurden und gegeneinander zu wüten begannen, so entsetzlich und blutig, daß Vespasian glaubte, warten zu können, bis sie sich selbst vernichtet hätten. Unterdessen Kaiser geworden, übertrug er seinem Sohn Titus den Oberbefehl über die Truppen und dieser, auf rasche Beendigung des Krieges bedacht, erstürmte im Jahr 70 die erste und zweite Mauer der Stadt und forderte dann die Juden zur Ergebung auf. Ohne Erfolg. In sich selber verbissen und gegenseitig sich mordend unterschätzten sie vielfach die schweren Wetterwolken, die sich schwarz und drohend über Stadt und Tempel legten, über den Tempel, der sich zum Passahfest rüstete, über die Stadt, die wegen des Osterfestes mit Pilgern überfüllt war. Dazwischen freilich machten sie immer wieder verzweifelte Anstrengungen, die Römer zurückzutreiben. Bisweilen gelang es. Im Mai des Jahres 70 hatten die Belagerer nach

siebzehntägiger Arbeit vier Wälle gegen die Burg Antonia und die Oberstadt aufgeführt und auch schon die Sturmmaschinen hinaufgebracht. Johannes von Gischala, einer der jüdischen Führer, ließ zwischen der Burg Antonia und den beiden ihr entgegenstehenden Wällen das Erdreich untergraben, stützte es mit Pfählen, brachte Pech und Harz in die Höhlung und zündete es an. Die Römer merkten nichts, bis plötzlich mit furchtbarem Gekrach ihr ganzes Werk einstürzte. Zwei Tage später machte eine Schar jüdischer Soldaten unter Führung eines gewissen Simon einen Ausfall gegen die vor der Oberstadt aufgeführten Wälle. Drei Soldaten sprangen mit brennenden Fackeln mitten durch die Römer hindurch und zündeten die Kriegsmaschinen an. Nun ließ Titus um die ganze Stadt eine Mauer aufführen damit den Juden jede Zufuhr abgeschnitten werde und sie, durch Hunger gezwungen, sich ergeben müßten. Alle Hände mußten an der Mauer arbeiten; in drei Tagen war sie fertig. Wie hatte der Herr gesagt? „Es werden Tage über dich kommen, da deine Feinde einen Wall um dich aufwerfen, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängen werden" (Lk 19, 43).

In diesen Tagen — vom 14. April bis zum 1. Juli des Jahres 70 — sollen zu einem einzigen Tor einhundertfünfzehntausendachthundert-achtzig Leichen hinausgetragen worden sein. Als Titus an einem mit verwesenden Leichen angefüllten Abgrund an der Mauer vorüberging, hob er vor Entsetzen die Hände gegen den Himmel, um zu bezeugen, daß er an dem Frevel schuldlos wäre. Bemüht, den unvermeidlichen Untergang der Stadt zu beschleunigen, ließ er vier neue Wälle gegen die Burg Antonia aufrichten. Wer noch die Kraft hatte, suchte auszubrechen und durchzukommen; alle, denen es gelang, wurden abgefangen und gekreuzigt, fünfhundert und noch mehr an einem Tag. Am 11. Juli wurde im Tempel das letzte Opfer dargebracht, seit 233 Jahren kam der erste Tag ohne Opfer. Dann wurde die Burg Antonia erstürmt. Titus war bestrebt, Stadt und Tempel zu schonen. Er wollte sogar dem jüdischen Anführer und seinen Soldaten freien Abzug gewähren — Jerusalem erkannte nicht, was ihm zum Frieden diene.

Jetzt ließ Titus die Mauerbrecher gegen den Tempel stoßen; aber der Tempel war so fest gebaut, daß die Mauerbrecher nichts ausrichteten. Auch ein Sturm mißlang. Ein letztes Mittel: in die Säulengänge wurde Feuer gelegt. Titus ließ es jedoch wieder löschen, um das Tempelhaus zu retten. Da warf ein römischer Soldat durch die Öffnung einen Feuerbrand in das Innere des Tempels und der Tempel ging in Flammen auf; nur die heiligen Geräte und einige Kostbarkeiten wurden gerettet. Das war am 10. August. Drei Wochen später wurde auch die



Münze auf die Besiegung des jüdischen Volkes.
 Vorderseite: Brustbild des siegreichen römischen Feldherrn.
 Rückseite: Unter einem Palmenbaum, dem Sinnbild des gefangenen Judä, sitzt ein trauerndes Weib, rechts steht ein Gefangener; darüber die Worte Jud (aea) capt d. h. gefangenes Judäa

obere Stadt mit
 der Burg des
 Herodes
 genommen. Und
 dann wurde
 geplündert und
 gemordet und der
 Überrest,
 siebenundneunzig
 tausend Juden,
 nach Rom in
 Gefangenschaft
 und Sklaverei

geführt. Als Titus das eroberte starke Burggemäuer betrachtete, sprach er: „Ein Gott hat die Juden aus diesen Festen gezogen; denn was vermögen menschliche Hände und Werkzeuge gegen solche Türme?“

Was aber war aus den Christen Jerusalems geworden? In der Erinnerung an die Weissagung Christi und durch eine besondere Offenbarung belehrt, waren sie schon vor der Umzingelung Jerusalems nach der Stadt Pella jenseits des Jordan geflohen. Während Jerusalem verhungerte und verblutete, waren sie dort in Sicherheit. Und doch schien ihnen der Boden unter den Füßen zu wanken, als die Flammen aus dem Tempel schlugen und weithin das in den blutroten Schein starrende Land unheimlich beleuchteten, als Zion an sich und in sich zusammenstürzte. Sie mußten nicht Kinder ihres Volkes gewesen sein. Aber von den Juden rings im Land abgestoßen, verschmolzen sie, wenige zu Sekten sich entwickelnde Gruppen abgerechnet, mit den Heidenchristen, wurden nach dem Zusammenbruch des Alten erst recht für das Neue dankbar und lernten das Wort des heiligen Paulus begreifen: „Zieheth den alten Menschen samt seinen Werken aus und ziehet den neuen an, der zur vollen Erkenntnis fortschreitet und nach dem Bilde seines Schöpfers sich erneuert. Da heißt es nicht mehr Heide und Jude, Beschnittener und Unbeschnittener . . . sondern alles und in allen Christus" (Kol 3, 9—11).

ZWEITER ABSCHNITT

Die Kirche und die römische Staatsgewalt

Die ewige Stadt

Die Kirche auf dem Zug nach Westen

Jerusalem war zerstört, jedoch nicht so vollständig zerstört, daß auf seinem blutgetränkten Boden und in seinen geschleiften Mauern kein Leben mehr geblieben wäre. Außer dem westlichen Teil seiner Ringmauern waren von den Römern drei Türme verschont worden; sie dienten der römischen Besatzung zum Schutz. Aber auch Juden sammelten sich wieder auf dem Boden Jerusalems. Entsetzt über die Verwüstung schlichen sie durch die leergebrannten Häuser. Die verglimmenden Funken der rauschenden Tempeltrümmer entzündeten einen lichterlohen Haß gegen Rom. Rache für Jerusalem war der Traum des Judentums viele, viele Jahrzehnte lang. Allein so oft es aufstand, ihn zu verwirklichen — die Römer wachten und drückten das sich aufbäumende Volk auf den Boden nieder. Einmal aber gelang es den Juden, das ganze rachedurstige Land aufzupeitschen und einen Kampf zu entfesseln, gegen den alle früheren Erhebungen Plänkeleien waren. Der Aufruhr wuchs sich zu einem wirklichen Empörungskrieg aus und wurde für das an Aufstände wahrlich nicht ungewohnte römische Reich zu einer schweren Sorge.

Es war im Jahre 132, unter der Regierung des Kaisers Hadrian. Ein riesiger, bis dahin gänzlich unbekannter Mensch tauchte auf und trommelte die haßerfüllten Juden zur Sammlung und zum Angriff. Bar Kochba, Sohn der Sterne, nannte man ihn. Von allen Seiten strömten ihm die Juden zu und innerhalb Jahresfrist stand er an der Spitze von vierhunderttausend Mann. In kurzer Zeit waren fünfzig feste Plätze und tausend Ortschaften in seiner Hand. Die Juden waren berauscht. Sie hielten Bar Kochba für den lang und sehnsüchtig erwarteten Gesandten Gottes und Bar Kochba selbst soll im Übermut gebetet haben: „Herr, wenn Du uns nicht helfen willst, so hilf auch den Feinden nicht; dann werden wir nicht untergehen.“ Christen, die ehemals Juden waren, wurden grausam verfolgt; sie konnten nicht wie die Römer der Gewalt die Gewalt gegenüberstellen und weil sie infolge ihrer Bekehrung zu Christus als Verräter am Judentum angesehen wurden, war die Erbitterung der Juden gegen sie fast wütender, als sie gegen die Heiden war.

Aber die Römer blieben schließlich auch jetzt wieder Herr. Der Kampf zog sich allerdings bis zum Jahr 135 hinaus; dann war Palästina eine Wüste. Fünfhunderttausend Juden waren im Lauf dieser vier Jahre

gefallen und wer noch lebte und den Römern in die Hände fiel, wurde in die Sklaverei verkauft; zu den geringsten Preisen, so viele waren es.

Flüchtlinge wurden zu Tode gehetzt oder sie kauerten zitternd und hungernd in Höhlen und Klüften und aßen sich stier und verzweifelt an den Leichen Pest und Tod hinein. Kraft kaiserlichen Befehles sollte kein Jude oder Judenchrist künftighin auf dem Boden Jerusalems leben dürfen; eine rein heidnische Stadt wurde darauf erbaut und an die Stelle des jüdischen Heiligtums stellte sich stolz ein heidnischer Göttertempel.

Damit war freilich Jerusalem aus dem Gesichtskreis der Christen keineswegs verschwunden; noch weniger aus dem Gesichtskreis der in der Welt zerstreuten Juden. So ehrwürdig aber sein Boden den Juden war so heilig er den Christen war und blieb — war er doch geheiligt das kostbare Blut Jesu — die Rolle Jerusalems als religiöser Mittelpunkt war ausgespielt, „das unvollkommene Alte“ war dem neuen Reich gewichen und um diesem seinem neuen Reid eine Mitte zu schaffen, ging der in seinen Jüngern weiterlebende Jesus mit unsichtbaren Schritten über die Erde hin. — Wohin?

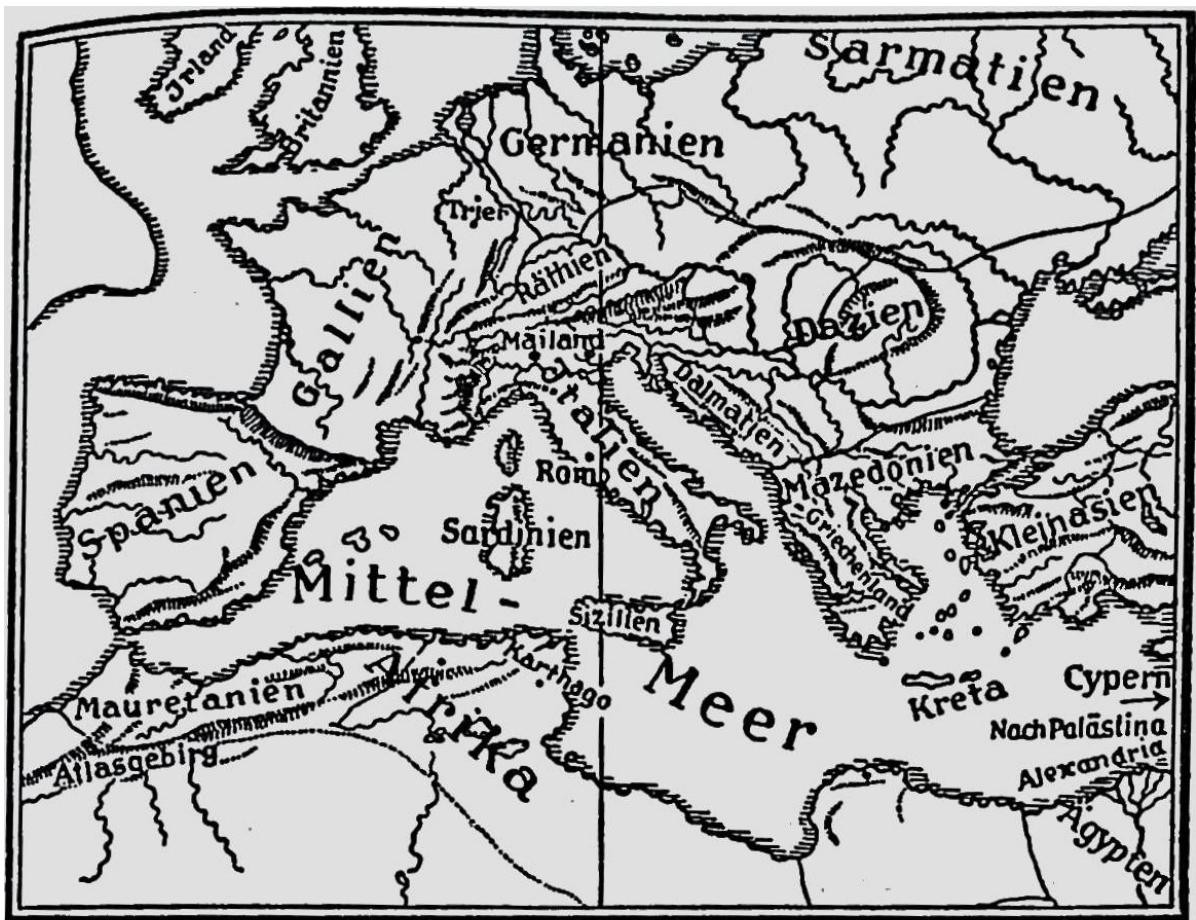
Südlich von Palästina, an der Küste Ägyptens lag eine große, mächtige Stadt, die zweitgrößte Stadt der damals bekannten Welt; zu manchen Zeiten sogar die größte; ein Mittelpunkt des Welthandels und zugleich Mittelpunkt der griechischen Geistesbildung — Alexandria. Es wäre gar nicht weit hin gewesen; aber der Herr ließ Alexandria links liegen.

Schon früher, bereits im ersten Jahrzehnt der Urkirche hatte nördlich von Palästina eine fast ebenso mächtige Stadt wie Alexandria, die drittgrößte bekannte Stadt für das junge Christentum eine große Bedeutung gewonnen und man kann sagen, einen gewissen Abzug von Jerusalem eingeleitet. Hier, in Antiochia weidete sogar der heilige Petrus eine Zeitlang die Lämmer des Herrn; aber nur vorübergehend, seines Bleibens war hier noch nicht. Die Stätte, wo der Herr ihm den Hirtenstab aus der müden Hand nehmen und wo Jesus mit der Übergabe des Hirtenstabes an Petri Nachfolger den sichtbaren Stellvertreter auf Erden haben wollte, lag woanders. Sie lag auch nicht in dem nahen Griechenland; es war nicht Athen mit seinem unsterblichen Namen, es war nicht das reiche, geschäftige und fröhliche Korinth — immer weiter nach Westen, über das Adriatische Meer hinüber.

Dort streckt das europäische Festland einen mächtigen Arm weit in das Mittelländische Meer hinein, nur einen leicht bewachbaren

Durchgang zwischen sich und der Küste Afrikas lassend, wie um das große Weltgeschehen aufzuhalten, wenn es von Osten her nach dem Westen schreitet, wie um das Meer in eine Reihe von Wasserstraßen auseinanderzureißen und zugleich ein Ziel zu schaffen, wo die von allen Seiten herbeieilende Bewegung münden und von wo sie wieder auslaufen kann: das ist die Apenninenhalbinsel — Italien.

Schon den Griechen, die früher in die uns bekannte geschichtliche Entwicklung eintraten als die Bewohner Italiens, war es aufgefallen, wie wohlwollend die Natur die nachbarliche Halbinsel ausgestattet hatte und



wie günstig sie für die Beherrschung der Länder um das Mittelmeer lag. Napoleon I. behauptete sogar, um eine Großmacht zur See zu werden, sei kein anderer Teil Europas so vorteilhaft gelegen. Das sind keine müßigen Beobachtungen und Bemerkungen. Alles Erdengeschehen ist ja an die Erde gebunden; die Geschichte an das Land, worauf die geschichtlichen Ereignisse sich abspielen. Auch die Geschichte der Kirche ist ein Erdengeschehen, wenn auch nach der Himmelshöhe strebend, so doch im Erdengrund verwurzelt; darum muß, wer die Kirchengeschichte verstehen will, auch nach den Ländern und ihrer Lage sehen.

Was Napoleon vor allem zu seinem Urteil über die Eignung Italiens zur Seemacht veranlaßte, war die große Küste dieses Landes. Seine

großen und kleinen Inseln miteingerechnet hat die Halbinsel zwölfhundert Meilen Küste; ein Drittel mehr als Spanien, um die Hälfte mehr als Griechenland. Ungefähr in der Mitte der Westküste mündet der Tiberfluß in das Tyrrhenische Meer; rechts und links dieses Flusses, nicht weit von seiner Hafenstadt Ostia in das Land hinein, liegt die Stadt, deren Name so bekannt und leuchtend ist, wie ihr Ursprung unbekannt und dunkel ist: Rom, das „ewige“ Rom, wie die Stadt schon im Altertum genannt wurde, wohl mehr in die Zukunft weisend als auf die Vergangenheit bezogen. Zur Zeit Christi stand Rom ja erst achthundert Jahre, war aber immer schon der Mittelpunkt des römischen Staatswesens von seinen Anfängen an. Bereits zur Zeit, als an seiner Spitze noch Könige standen, dann in der Zeit des Freistaates von 530—31 vor Christus und ebenso in den Tagen des Kaiserreiches war Rom die Stadt, die dem Reich nicht bloß den Namen gab, sondern auch dessen Herz und Hirn war.

Die überragende und beherrschende Stellung Roms zeigt sich schon in seiner Ausdehnung und Größe. Es bedeckte zwölfhundertdreißig Hektar Boden und hatte in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit etwa hunderttausend bis eine Million Einwohner. Um die Bedeutung dieser Zahl zu erfassen, muß man sie an der damaligen Bevölkerung Italiens und des ganzen römischen Reiches messen. Das römische Reich zählte in jener Zeit siebzig Millionen und Italien zählte sechs Millionen Einwohner. Fast ein Sechstel der Bewohner Italiens lebte also damals in Rom; Rom besaß demnach im damaligen Italien eine viel größere Bedeutung, als sie es für das heutige Italien hat. Aber mehr noch als durch seine Größe und damit durch seine Macht war Rom zur Zeit der Apostel auch dadurch Haupt und Mitte des römischen Reiches, daß hier des Reiches Pracht zusammenfloß. Um die Zeit Christi wurde die ehemalige Backsteinstadt Rom zu einer Marmorstadt. Gebüsche und Baumgruppen, plätschernde Springbrunnen und kostbare Säulen machten den Hof des römischen Hauses zu einem kleinen Paradies. Der Marmorestrich des Bades prunkte im roten Schein, den die südliche Sonne durch die von einem Säulendach zum andern gespannten Purpurdecken warf. In den Wohnräumen waren die Böden mit kunstvollen Mosaiken und die Wände mit unmeßbare Fernen vortäuschendem Spiegelglas bedeckt. Über dem Speisesaal wölbten sich bewegliche Felderdecken, so daß nach jedem Gang der Mahlzeit die Decken des Saales gewechselt werden konnten. Alle Pracht der Bürger war jedoch nur ein Abglanz der kaiserlichen Pracht. Der Kuppelsaal, in dem die strotzenden und schäumenden kaiserlichen Gelage stattfanden, drehte sich Tag und Nacht um seine eigene Achse.

Aber auch wenn es gelänge, das Unmögliche gelänge, alle Pracht des kaiserlichen Rom widerzuspiegeln, Rom würde damit nicht erkannt und erfaßt; Rom ist mehr als die Stadt am Tiber; Rom ist der römische Geist.

Der römische Geist

Die für die Kirche wertvollen Kräfte des römischen Wesens

Der Geist ist an sich unsichtbar; aber er wird sichtbar in den Werken, die er schafft, in den Zielen, nach denen er ausschaut, kurz in allem, wonach er sich richtet, woran er hängt, worüber er sich freut und worunter er leidet. Darum ist der römische Geist auch heute noch zu erkennen; wir wissen und kennen ja, was er schuf und verbrannte, was er liebte und haßte.

Wie notwendig uns die Kenntnis des römischen Geistes ist, geht aus der Tatsache hervor, daß Rom Mittelpunkt des Reiches Christi und Sitz des sichtbaren Stellvertreters Jesu Christi wurde. Das konnte nicht geschehen, ohne daß die Kirche in enge Berührung mit dem römischen Wesen kam. Dabei fand sie von der einen Seite dieses Wesens her eine Förderung, von der anderen Seite des nämlichen Wesens her drohte ihr ein Kampf auf Leben und Tod.

Der römische Geist blieb sich zwar nicht immer vollkommen gleich. In der Holz- und Backsteinstadt Rom war er natürlich nicht der nämliche wie in der späteren Marmorstadt. Dennoch sind in der Entwicklung des römischen Reiches einige große durchlaufende Züge erkennbar. Sie werden umso deutlicher, je öfter und aufmerksamer wir dabei auf andere Völker, besonders auf die Griechen schauen. Diese Züge seien kurz zusammengefaßt und vorangestellt: *Rom hatte erstens viel Sinn für die greifbare Wirklichkeit und ihre Ausnützung; zweitens viel Sinn für den Staat, seine Macht und Einheit; und drittens viel Sinn für das Recht und die gesetzliche Regelung der menschlichen Verhältnisse.*

Rom grübelte nicht. Rom bohrte nicht nach den tiefsten und legten Ursprüngen der Dinge und erhob sich auch nicht leicht und begeistert über die Dinge hinauf in dichterische Höhen. Rom blieb mehr auf dem Boden. Die fruchtbare Furche war ihm lieber als der Brunnen gelehrter Weisheit. Das Schwert, womit es sich Gassen in die Feinde schlug, war ihm lieber als die klingende Leier. Selbst als in der späteren Zeit die Dichtkunst in Rom einzog, fand sie hier niemals ein so allgemeines und festes Heimatrecht wie in Griechenland und das gewöhnliche Volk,

weniger für kunstvolle Form als für sinnereizenden Inhalt aufgeschlossen, fand allzeit seinen größten Gefallen an äußerem Schaugepränge, an Wettkämpfen und Seiltänzern. Wenn das alte Rom Lorbeeren verteilte, so bekränzte es vor allem Kriegstaten, Mut und Opfer für das Vaterland. Wenn Rom Denkmäler schuf, so waren es in alter Zeit meistens Bauwerke, die nicht bloß rühmender Erinnerung, sondern auch dem allgemeinen Nutzen dienten; es waren z. B. Wasserleitungen und Heerstraßen. Schon ein Grieche jener Zeit bezeichnet den Unterschied zwischen dem Städtebau seiner Heimat und dem Städtebau im römischen Reich mit den Worten: „Die Römer haben mit klugem, verständigem Sinn zu den natürlichen Vorteilen, welche die Lage ihrer Stadt gewährt, auch andere hinzugefügt. Der Grieche glaubt bei Städteanlagen alles getan zu haben, wenn er eine fruchtbare Gegend und einen guten Hafen ausfindig gemacht und dann seine Stadt mit schönen Gebäuden geschmückt und mit tüchtigen Festungswerken versehen hat. Der Römer aber denkt bei seinen Städten mehr an das, was der Grieche versäumt; er pflastert die Straßen, er legt Wasserleitungen an und baut Kanäle, durch welche der Unrat weggeführt wird. Auch die Landstraßen bauen die Römer ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten so dauerhaft und zweckmäßig, daß sie dazu selbst ganze Hügel abtragen und Abgründe mit Erde ausfüllen.“

Bestes Zeugnis und Beispiel hierfür ist die berühmte *Appische Straße*, die im Jahre 312 v. Chr. begonnen, Rom und Capua verband. Sie war so breit, daß zwei Wagen bequem einander ausweichen konnten und lag auf einem fest gemauerten Unterbau auf Steinen, die ein bis zwei Meter im Geviert hatten, nach Lineal und Winkelmaß gemessen und so genau zusammengefügt waren, daß man kaum die Fugen bemerkte. Es fehlten nicht die Meilenzeiger und Herbergen, auch nicht die Steine, auf die man treten konnte, um bequem das Pferd zu besteigen.

Was also der echte Römer suchte, war der Nutzen und zwar der Nutzen für die *Gemeinschaft*. Der römische Wirklichkeitssinn war *Staatssinn*, so sehr, daß sogar die Religion nur eine Dienerin des Staates wurde. Ein Volk mit so ausgeprägtem Staatssinn war natürlich nicht bloß auf die Bewahrung und Pflege seines staatlichen Bestandes, sondern auch auf die Ausbreitung seiner staatlichen Macht bedacht und setzte alles daran, zu einer beherrschenden Weltmacht zu werden. Wie gut das Rom gelang, zeigt ein Blick auf eine Karte des Römerreiches zur Zeit seiner größten Ausdehnung, etwa fünfundsiebzig Jahre nach dem Tod Christi; es umfaßte damals ein Gebiet ungefähr so groß, wie das europäische Rußland im Jahre 1914 war.

Obwohl nun dieses Gebiet des römischen Reiches über drei Erdteile zerstreut lag und Menschen ganz verschiedener Rassen, mit ganz verschiedenen Kulturen und Sprachen in sich schloß, wurde er durch die staatsmännische Fähigkeit Roms zu einer festen Einheit zusammengeschmiedet. Die *Einheit* zeigte sich vor allem in einer großen Gleichförmigkeit der Wohnungs- und Lebensformen, des Straßenbaues und der Bodenbewirtschaftung und auch der Sprache. Gerade durch die sprachliche Einheit wurde die Ausbreitung des Evangeliums wesentlich erleichtert und gefördert. Dabei ist freilich zu beachten, daß neben der lateinischen Amts- und Verkehrssprache in den ehemals griechischen Gebieten und darüber hinaus auch die griechische Sprache ebenbürtig weiterlebte. Um die Einheit des weitausgedehnten Verkehrs- und Wirtschaftsgebietes herzustellen, bedurfte es neben der Möglichkeit sprachlicher Verständigung noch eines weiteren Bandes, nämlich eines gut ausgebauten Straßennetzes. Das vorzügliche Straßennetz des römischen Reiches sorgte nicht bloß für dessen eigene Einheit und Ausbreitung, es war damit auch vorgesorgt für die leichte Ausbreitung und einheitliche Verwaltung des Reiches Gottes.

Einer Eigenart des römischen Geistes muß noch gedacht werden; an letzter Stelle, nicht weil sie von geringerer Bedeutung gewesen wäre, sie war im Gegenteil eine Voraussetzung für die einheitliche Verwaltung und überhaupt für den Bestand des Riesenreiches; es war der Sinn für das *Recht*, es war der Trieb und die Fähigkeit, die menschlichen Verhältnisse durch feste Rechtsbestimmungen allgemeingültig und dauernd zu ordnen. Das Römische Recht lebte und gab noch Leben, als das römische Schwert schon lange rostig und zerbrochen bei den Sehenswürdigkeiten der vergangenen Jahrhunderte lag. Nun ist für jede Gemeinschaft das Recht eine Lebensnotwendigkeit. Das Recht klärt und gliedert, das Recht verbindet und festigt, das Recht trägt und verbürgt Bestand. Schon mehr als einmal sah die Geschichte das Werk eines großen Herrschers rasch verschwinden, weil es nicht durch Verfassung und Gesetz verankert war. Also bedurfte auch die Gemeinschaft der Kirche des menschlichen Rechtes, umso mehr, als sie eine Gemeinschaft für alle Menschen und alle Zeiten sein sollte. Zur Schaffung und Entwicklung ihres Rechtes hätte die Kirche keinen besseren Boden finden können als Rom, keinen besseren Lehrer als den in der römischen Rechtsschule gebildeten Geist.

Sogar das Römische Recht selbst, als dessen stärkste Quelle man die Fassung und Zusammenfassung der im Römerreich entstandenen

Rechtsbestimmungen durch den Kaiser Justinian versteht, wurde der Kirche bei der Sicherung und Ordnung ihrer Verhältnisse eine wertvolle Hilfe. Die Kirche trug freilich keineswegs die Schuld daran, daß die noch weniger entwickelten Volksrechte durch das Römische Recht lange Zeit zurückgedrängt wurden. Hier ist auch weniger das Römische Recht als die römische Anlage zur Rechtsbildung gemeint.

Dürfen wir es wagen, den Absichten Gottes bei der Führung seines Volkes nachzuspüren — und das dürfen wir wohl, sollen wir sogar, weil Gott ja seine Spur dazu in der Welt zurückläßt, damit wir, sie ins Auge fassend, zu ihm hinfinden — dann kann es uns nicht entgehen, warum Jesus das ägyptische Alexandria im Süden und das syrische Antiochia im Norden liegen ließ und sich geradeaus nach Westen wandte, warum der Engel den heiligen Paulus aus dem Gefängnis führte und der Hirtenstab des Apostelfürsten nicht endgültig in Antiochia stehen blieb, warum der Völkerapostel nicht unter den Steinwürfen vor der Stadt Lystra starb und nicht unter der Wut der Juden in Jerusalem und nicht am Schlangenbiß auf der Insel Malta die weit und schlank hervorspringende Apenninenhalbinsel Italien sollte eben das Evangelium auffangen, um über die Alpen zu leiten und nach Westen weiter zu geben; die Hirten des Reiches Gottes sollten bei den im weltlichen Walten erfahrenen Meistern Roms in die Schule gehen und für die Lösung ihrer Aufgabe nach der irdischen Seite hin die besten Kräfte aus der Schule des römischen Geistes herüberholen.

Jedoch — Rom war nicht bloß Geist.

Das römische Babel

Die sittlichen Schäden des römischen Reiches zur Zeit Christi

Rom war nicht bloß Geist. Als der heilige Petrus von Rom aus seinen ersten Brief an die Christengemeinden in Kleinasien schrieb, schloß er ihn mit den Worten: „Es grüßt euch die mitauserwählte Gemeinde in Babylon (1 Petr 5, 13). Babylon, hebräisch *Babel*, der Name für die Hauptstadt des babylonischen Reiches, ist in den Büchern des Neuen Testaments die Bezeichnung für einen Sammelpunkt der Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit. Rom war nun nicht bloß in den Augen des Apostels, Rom war in Wirklichkeit ein Babel. Das zeigte sich in den zu Rom weithin verbreiteten Lastern der *Unzucht*, der *Unmäßigkeit* und der durch diese beiden Laster verursachten *Arbeitsscheu*.

Einzelerscheinungen als Zeugen für die allgemeine Unzucht entziehen sich natürlich hier der Schilderung; aber auch wenn wir uns den Blick auf die abstoßenden Bilder aus den Niederungen Roms ersparen wollen, an drei Erscheinungen dürfen wir vorübergehen, weil gerade in diesen Erscheinungen die schlimmen Folgen der weitverbreiteten Unzucht deutlich zutage traten: es sind die *Kinderscheu*, die *Ehescheu* und der *Tiefstand der Frau*.

Familie und Frau sind ja allezeit und überall untrügliche Maßstäbe für den sittlichen Aufstieg und den Niedergang eines Volkes; denn geordnetes Familienleben und reines Frauenleben verlangen große Zucht. Nun gab es in der Geschichte Roms wohl eine Zeit, in der das geordnete Familienleben und eine reine Ehe noch die Regel bildeten. Ehescheidung waren in jener Zeit schwer zu erwirken und kamen nur selten vor. Zu Beginn der christlichen Zeitrechnung aber waren diese Tage längst vorbei; so lange vorbei, daß der Staat durch die Zerrüttung des Familien- und Ehelebens in seinen Grundlagen bereits erschüttert war und diese Erschütterung eine sehr ernste Sorge für die Staatsverwaltung bildete. Mit allen Mitteln suchte man den Zusammenbruch aufzuhalten: mit äußeren Vorteilen und Erleichterungen für Verheiratete, mit Strafen und Lasten für Eheflucht und Kinderscheu. Wie weit aber das Übel schon vorgeschritten war und wie schwer es hielt, das Unheil einzudämmen, das zeigte sich wohl am deutlichsten darin, daß Kaiser Augustus, als er durch die staatliche Gesetzgebung Wandel schaffen wollte, dreißig Jahre lang an seinen Gesetzen ändern und sie immer wieder mildern mußte, bis sie schließlich einmal angenommen wurden. Zum Ziele führten sie

keineswegs. Ebenso wenig hatten die Maßnahmen Erfolg, durch welche die Ehescheidungen erschwert werden sollten. Die Auffassung der Ehe und damit das Eheband wurden vielmehr so locker daß im Jahre 65 nach Christus ein römischer Bürger schrieb: „Keine Frau schämt sich mehr des Scheidebriefs, nachdem mehrere hohe und vornehme Frauen ihre Jahre nicht mehr nach der Zahl der Konsuln, sondern der Ehemänner zählen und aus der Ehe treten, um zu heiraten, und in die Ehe treten, um sich scheiden zu lassen.“ Wer solche und ähnliche zeitgenössische Berichte liest, gibt dem heiligen Petrus recht und sagt: Rom war Babel.

Fast ebenso widerlich und ekelhaft wie das Laster der Unzucht, daher auch ebenso wenig in allen Einzelzügen zu schildern, war im späteren Rom das Laster der Unmäßigkeit in Speise und Trank. Es gab kein Land, das nicht mit seinen erlesensten Erzeugnissen die römischen Tafeln bedienen mußte; kein Meer, in dessen geheimnisvolle Tiefe nicht die Netze tauchten, um die seltensten Fische und Schattiere an das Licht und auf den römischen Tisch zu bringen. Immer erfinderischer wurde man, um den Gaumen zu kitzeln: die Gänse wurden mit Feigen und Datteln gemästet, in Massen wurden die Pfauen für eine einzige Mahlzeit geschlachtet, damit aus ihren Zungen ein Ragout hergestellt werden konnte; das Fleisch erhielten die Sklaven. Kein Aufwand war zu groß, um die Mahlzeit der Vornehmen, die in ihrem Hauptteil gewöhnlich schon aus sieben Gängen bestand, bei besonderen Anlässen mit unfassbarer Verschwendung auszugestalten. Zwei bekannte Römer, Cicero und Pompejus, besuchten einmal unvermutet den reichen Lukullus und wurden von ihm zu Tisch geladen. Sie baten ihn, ihretwegen keine Umstände zu machen und beobachteten auch nichts, was auf besondere Vorbereitung schließen ließ. Nur das Zimmer, in welchem gespeist werden sollte, bezeichnete Lukullus der Dienerschaft. Und siehe, die unvermutet eingetroffenen Gäste erhielten eine Mahlzeit, die nach unserem Geld ungefähr dreißigtausend Mark gekostet haben mochte. Es gab kein Mittel, das nicht versucht wurde, um die Mahlzeiten hinauszuziehen — kein Mittel bis zur künstlichen und ekelhaften Entleerung des Magens; kein Mittel, so unsinnig, daß es nicht versucht wurde, nur um die Mahlzeiten zu verteuern; Perlen wurden gelöst, um mitgetrunken zu werden — Rom war Babel.

Unzucht und Unmäßigkeit scheuen gewissenhafte Pflichterfüllung und anstrengende Arbeit. So kam es, daß in Rom zur Zeit, als es ein Babel war, nur die Sklaven arbeiteten. Auf dem Feld und bei den Herden, in den Werkstätten und in den Bergwerken, beim Bauen und bei der Unterhaltung der Bauten, im Haus und in den Amtsräumen —

überall Sklaven. So viel Sklaven gab es in Rom, daß bei einem Antrag, den Sklaven einen eigenen Stadtteil einzuräumen, die Bürger erschrocken und ängstlich abwehrten; sie fürchteten die schlimmsten Unruhen und Aufstände wenn die Sklaven gewahr würden, wie verschwindend klein die Zahl der freien Bürger und wie unermesslich groß ihre eigene Zahl sei. Zwischen der einen Seite und den Vornehmen und Begüterten auf Seite stand in Rom der große Haufe, der Pöbel. Das waren die Menschen, die von überall her und in immer steigender Zahl zugezogen waren und aus Arbeitsscheu und weil eine planmäßige und zwangsmäßige Arbeit fehlte, sich vom Staat ernähren und unterhalten ließen. Arbeit wurde ja als Schande betrachtet. Ungefähr fünfzig Jahre vor Christus war die Zahl derer, die vom Staat Getreide erhielten, auf dreihundertzwanzigtausend gewachsen. Der Feldherr Cäsar sah, wie und unmöglich ein solcher Zustand war, und griff ein. Er beschränkte die Zahl auf hundertfünfzigtausend; aber bereits unter Kaiser Augustus, also zur Zeit Jesu, lebten in Rom wieder zweihunderttausend Menschen, mithin der vierte Teil der Bevölkerung, auf Staatskosten. Gerade der Pöbel Roms galt für den gesunkensten und verworfensten des ganzen Erdkreises - Rom war Babel.

Woher das kam? Einmal schon daher, daß Rom der *Mittelpunkt eines Weltreiches* und damit auch ein Anziehungspunkt und ein Sammelpunkt den Unrat aus aller Welt wurde, Die römischen Legionen, die nach allen vier Himmelsrichtungen hinauszogen, kamen nicht zuchtvoller zurück; in ihrem Troß schlichen die Laster der Fremde, besonders des Morgenlandes, durch die Tore Roms. Menschen, die untertauchen wollten, Menschen, die sich ausleben wollten, kurz, der vielgestaltige Schmutz der Erde wurde von den Strömen des Verkehrs in das Meer der Großstadt geschoben.

Der tiefste Grund für die Sittenlosigkeit Roms lag in seiner *religiösen Haltlosigkeit*. Es war schon immer eine Schwäche im religiösen Leben der heidnischen Römer gewesen, daß ihr Gottesglaube nicht tief in das Gewissen griff. In ihrem Gewissen hatten sie sich eigentlich niemals von Göttern gebunden gefühlt und daher wurde auch schon in der alten Zeit eine Verfehlung nicht als persönliche Beleidigung der Gottheit empfunden. Immerhin war früher wenigstens noch der Glaube an eine Strafvergeltung lebendig, und schon der getreue Vollzug der üblichen religiösen Gebräuche vermochte einen, wenn auch nur allgemeinen und mittelbaren Einfluß auf das sittliche Leben auszuüben. In der späteren Zeit waren dagegen die gesamten religiösen Übungen ohne Kraft für das Leben; sie waren nur die Erfüllung äußerer staatlicher Verpflichtungen, wenig religiöse Hilfe

und sittlichen Halt die Religion des heidnischen Rom dem Menschen bieten konnte, geht aus drei Erscheinungen hervor: aus der Entwicklung der Götterverehrung zur göttlichen Verehrung des Kaisers; aus der Vielzahl von Gottheiten, die in Rom verehrt wurden und deren Reihe sich stets durch die Gottheiten der eroberten Länder vermehrte, ohne daß der Staat, der nur auf der gleichzeitigen Verehrung der römischen Götter bestand, dagegen Einspruch erhob; schließlich und das am deutlichsten aus der Rolle, die der Aberglaube in Rom spielte. Der linke und der rechte Fuß, der Vogelflug und das über den Weg laufende Tier, das Anstoßen der Zehe und das Niesen, der Schrei der Tiere und die Tage der Gewitter, alle, auch die kleinsten Vorkommnisse in der Luft und auf der Erde, im stillen häuslichen Leben und auf der Straße hatten ihre Bedeutung. so daß der heidnische Schriftsteller Plinius feststellte, auf der ganzen Welt, an allen Orten und zu allen Stunden werde aus aller Mund im Gebet bloß der Zufall angerufen. Eine Welt, die sich nicht an den überweltlichen Gott und seine Vorsehung hält, fällt auch ohne ihr eigenes Zutun. Um wieviel leichter und wieviel tiefer mußte das unzüchtige, unmäßige und untätige Rom fallen! Was für ein Gegensatz zwischen der Christengemeinde, aus der die Glaubensboten auszogen, und der Welt, deren Pesthauch ihnen aus den Toren Roms entgegenschlug!

Arme Apostel! Wie wird es euch in diesem Babel ergehen!

Das Siegeszeichen

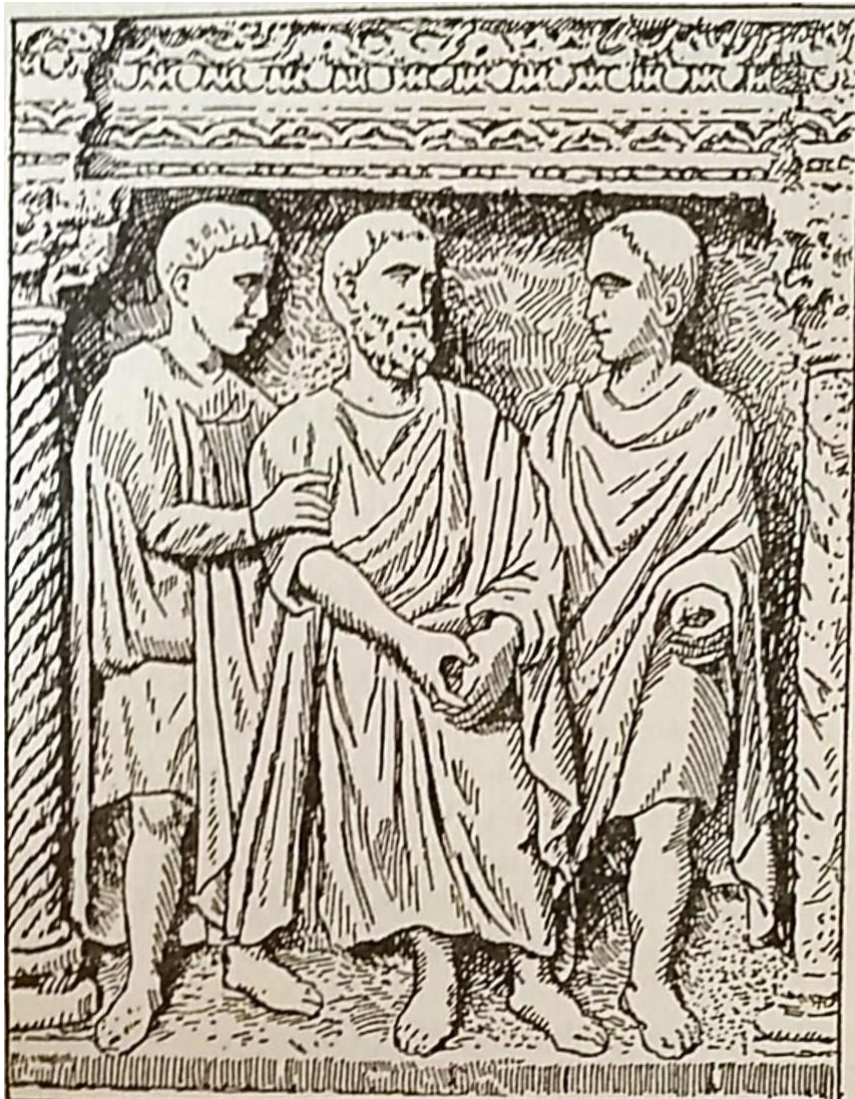
Der Aufenthalt und der Tod der Apostelfürsten in Rom

Im Frühjahr 61 kam der heilige Paulus von Süden her nach Rom. Er kam als Gefangener. Der Hauptmann Julius, der den Apostel und andere Gefangene von dem Landpfleger Festus in Cäsarea übernommen hatte, um sie nach Rom zu bringen, übergab ihn nach seiner Ankunft in der Hauptstadt dem Vertreter des Kaisers in Strafsachen, dem Befehlshaber der kaiserlichen Leibgarde Afranus Burrus. Jedenfalls auf Grund des von Festus übersandten Berichtes und auf Grund der Angaben des dem Apostel wohlgesinnten Hauptmanns wurde Paulus nicht in das Strafgefängnis überführt; es wurde ihm gestattet, unter Aufsicht eines Soldaten irgendwo in der Stadt zu wohnen. Die Aufsicht beschränkte ihn nur wenig. Ungehindert konnte er das Evangelium predigen und die Bekehrten um sich sammeln, auch seinen lieben Christengemeinden und Bekannten in Mazedonien und Kleinasien schreiben, nach Philippi und Ephesus, nach Kolossä und an Philemon. Diese Gefangenschaft, wenn sie überhaupt noch eine Gefangenschaft genannt werden kann, dauerte zwei Jahre und endete im Sommer 63 mit der Freisprechung, auf die der Apostel mit Sicherheit gerechnet hatte. Wieder frei blieb der Apostel noch den Winter 63/64 in Rom und schrieb gegen Ende des Winters den Brief an die Hebräer.

Im Frühjahr 64 erwachte aber in ihm mit aller Gewalt der Missionar, dem auch eine Großstadt zu klein ist; er verließ die Stadt und reiste „bis an die Grenzen der Erde“, wie Klemens von Rom berichtet, d. h. bis nach Spanien. Von dieser Reise nach dem äußersten Westen des Reiches zurück, wandte er sich in heiliger Unruhe um seine Christen nach Osten und besuchte mit einigen Gefährten die Insel Kreta, wo er seinen Begleiter Titus als Bischof zurückließ, die Stadt Ephesus, wo er Timotheus als Bischof aufstellte, und dann die in Mazedonien gegründeten Christengemeinden. Darüber verging der Winter. Jetzt rasch noch an die neuen Bischöfe von Kreta und Ephesus schreiben und dann — im Sommer 66 — nach Troas, Milet, Korinth und zurück nach Rom. Da war der Lauf vollendet. Die Tore Roms schlossen sich hinter ihm und ließen ihn nur noch einmal hinaus — zum letzten Gang auf die Appische Straße und in die Ewigkeit.

Während Paulus sich seine Wege durch die Heidenwelt bahnte, waltete Petrus in Rom seines Hirtenamtes. Zum ersten Mal war Petrus

wohl das Jahr 42 oder 43 in die römische Hauptstadt gekommen. Sieben oder acht Jahre später war er zum Apostelkonzil nach Jerusalem zurückgekehrt, um dann über Antiochia, Kleinasien und Griechenland wieder den Weg nach Rom zu nehmen. Sein Aufenthalt in Rom ist im Aufbau der Kirche wie ein Eck- und Grundstein. In dieser Erkenntnis



Apostel auf dem Todesgang

(Vom Sarg des römischen Stadtpräfekten Junius Bassus)

versuchten
Gegner der
Kirche zu
bestreiten, daß
Petrus in Rom
war.

Der Versuch
mißlang. Heute
zweifelt wohl
niemand mehr
daran, daß
Petrus in Rom
sein

Oberhirtenamt
ausübte und dort
auch den

Märtyrertod
erlitt. Wenn hier
dennoch

ausführlicher
darüber geredet
wird, so

geschieht es
nicht, um

Zweifel zu bannen, sondern deswegen, weil diese Tatsache die Vorzugsstellung des römischen Bischofs als Stellvertreters Christi und Oberhauptes seiner Kirche begründet und weil das Wissen um die unumstößliche geschichtliche Bezeugung dieser Tatsache den katholischen Christen seines Glaubens nur froh machen kann.

Zeugnis für den Aufenthalt des heiligen Petrus in Rom gibt die ganze altchristliche Welt; von der Zeit an, wo wir nach der Entwicklung des kirchlichen Schrifttums Nachrichten über diese Tatsache, die ja den Zeitgenossen bekannt und niemals strittig war, mit einigem Recht erwarten dürfen. Aus Griechenland kommt die Stimme des Bischofs Dionysius; er schrieb zwischen den Jahren 165 und 174 an den Papst

Soter einen Brief, darin er die Fürsorge der Christen Roms für die Gläubigen in Korinth rühmt und sagt: „Durch eure große Sorgfalt habt ihr die von Petrus und Paulus in Rom und Korinth angelegte Pflanzung miteinander verbunden; denn beide haben in unserer Stadt Korinth die Pflanzung begonnen und uns in gleicher Weise in Italien gelehrt und zu gleicher Zeit den Martertod erlitten" (Eusebius, Kirchengeschichte 2, 25; 4, 23). Kleinasien gibt Zeugnis durch den Bischof Papias, einen Schüler des Evangelisten Johannes, Ägypten gibt Zeugnis durch den Bischof Klemens von Alexandrien, der gegen Ende des zweiten Jahrhunderts lebte, Afrika durch den um 160 geborenen Tertullian; Gallien, das heutige Frankreich, durch den Bischof Irenäus, der ein Schüler des Aposteljüngers Polykarp war, lange Zeit in Rom gelebt und sich dort über die kirchlichen Überlieferungen der Stadt und über die Reihenfolge der römischen Bischöfe genau unterrichtet hatte. Natürlich gibt auch Rom selber Zeugnis und zwar durch den Priester Gajus, der um das Jahr 200 lebte. Nur weil Petrus wirklich in Rom wirkte und starb, können wir verstehen, wie der bald nach dem Jahr 100 gemarterte Bischof Ignatius von Antiochien an die Römer schreiben konnte, er befehle ihnen nicht wie Petrus und Paulus; nur daraus können wir verstehen, daß Klemens von Rom, der dritte Papst nach dem Tode des heiligen Petrus, die Apostelfürsten bei jenen Märtyrern aufzählt, von denen wir sicher wissen, daß sie in Rom starben.

Ja, wir wissen sogar, wo die Apostelfürsten begraben wurden. Als man in der Peterskirche auf dem vatikanischen Hügel einen Baldachin über dem Grab errichtete, das von jeher als Ruhestätte des Apostels Petrus galt, fand man Überreste heidnischer Grabanlagen und beim Neubau der Basilika des heiligen Paulus, die schon immer als Begräbnisstätte des Völkerapostels betrachtet wurde, machte man ebenfalls die Entdeckung, daß an dem Ort ursprünglich heidnische Gräber waren. Wären die Leiber der heiligen Apostel erst später und von sonstwoher nach Rom gebracht worden, dann hätte man sie an einer anderen Stelle beigesetzt, in den Katakomben oder an einem christlichen Begräbnisplatz, aber nicht inmitten heidnischer Grabstätten. Ihre Beisetzung mitten unter den Heiden ist nur damit zu erklären, daß sie eben dort begraben wurden, wo sie gestorben sind, also in Rom und es gibt kaum ein Zeugnis, das so laut für den Tod der Apostelfürsten in Rom spricht wie diese stummen Gräber. Mit ihrem Zeugnis stimmt das Wort des oben erwähnten Priesters Gajus überein, also eines Mannes, der sich in Rom auskannte. Um das Jahr 200 schrieb er an einen gewissen Proklus: „Ich kann dir die Siegeszeichen der Apostel zeigen. Du magst auf den Vatikan gehen, oder auf die

Straße nach Ostia, du findest die Siegeszeichen der Apostel, welche diese Kirche gegründet haben" (Euseb. Kg. 2, 25).

Das „Siegeszeichen" des heiligen Petrus war an der Nordseite einer Straße, die Via Cornelia hieß, am Fuße des vatikanischen Hügels, gegenüber dem Zirkus des Kaisers Nero; das „Siegeszeichen" des Apostels Paulus war in der Ebene zwischen der Straße nach Ostia und dem Tiberfluß. Paulus wurde, weil er ein römischer Bürger war, enthauptet; Petrus wurde gekreuzigt und zwar nach seinem eigenen demütigen Wunsche, mit dem Haupt zur Erde hin. Gewichtige Gründe sprechen dafür, daß es im Jahr 67 geschah. Eine schon im zweiten Jahrhundert einsetzende Überlieferung läßt beide Apostel um dieselbe Zeit hingerichtet werden und die Kirche feiert ihren Tod sogar an dem gleichen Tag. Diesen Tag nennt sie einen „goldenen, mit strahlendem Glanz erfüllten Tag".

Im Jahre 1595 wurde unweit des Petrusgrabes ein Sarg aus der Erde gehoben, in dem die Leiche des am 25. August 365 verstorbenen erst zweiundvierzig Jahre alten römischen Stadtpräfekten Junius Bassus lag. Der 2,41 Meter lange und 1,17 Meter breite Sarg ist aus weißem Marmor und ein Meisterwerk. In einer der zehn Nischen ist dargestellt, wie ein Apostel — Petrus oder Paulus — gefangen genommen und zum Tode geführt wird. Die Henker haben keine Mühe mit ihm. Keine Nachzeichnung vermag den Eindruck wiederzugeben, den die Apostelgestalt auf dem Sarg hervorruft. Aufrecht, ernst und siegesbewußt, mit einem weiten Blick in die Ewigkeit, so steht der Apostel da; majestätischer konnte kein Kaiser auf seinem Triumphwagen stehen. Die Christenheit hat recht, wenn sie von Apostelfürsten spricht und der Priester Gajus hatte recht, wenn er ihre Gräber *Siegeszeichen* nannte.

Die Brandfackel

Die römischen Verfolgungen im ersten Jahrhundert

Einen genauen Bericht über die Vorgänge, die zu der ersten Christenverfolgung und damit zum Märtyrertod der Apostelfürsten führten, gibt uns der im Jahre 117 n. Chr. gestorbene heidnische Schriftsteller Tacitus. Danach brach am 19. Juli 64 in Rom ein Brand aus, so furchtbar, daß von den vierzehn Stadtgebieten drei ganz und sieben teilweise zerstört wurden. Die Feuersbrunst, die sechs Tage und sieben Nächte dauerte, war vielleicht von Kaiser Nero selbst angestiftet. Um aber den Verdacht von sich abzuwälzen und den Gerüchten, die ihn als Brandstifter bezeichneten, ein Ende zu machen, schob Nero das entsetzliche Verbrechen auf die Christen ab. Er ging dabei in der Weise vor, daß einige Personen die Angeber machen und, ergriffen, so tun mußten, als ob sie Christen wären, wobei sie aussagten, sie selbst und die Christen hätten die Stadt angezündet. Sehr wahrscheinlich spielte bei dieser Ablenkung des Verdachtes auf die Christen auch wieder der Haß der Juden eine Rolle.

Gern überließ Nero die Christen nun der Volkswut, nicht bloß, weil jetzt niemand mehr an seine Schuld glaubte, sondern auch deswegen, weil jetzt seine mit Wollust gepaarte Grausamkeit willkommene Nahrung fand. So grausam war ja dieser Kaiser, daß er seinen Lehrer Seneka nötigte, sich die Adern zu Öffnen. Seinen Halbbruder Britannikus ließ er an der kaiserlichen Tafel vergiften, seine Gemahlin Poppäa Sabina tötete er durch einen Fußtritt und seine eigene Mutter Agrippina ließ er bei Neapel schmachlich umbringen. Seine Grausamkeit schien auf das über den Brand empörte Volk überzuspringen. Tacitus berichtet, daß viele Christen in Tierhäute eingenäht und von Hunden zerfleischt wurden; andere wurden gekreuzigt oder verbrannt, wieder andere bei Anbruch der Dunkelheit zur Beleuchtung in Brand gesteckt. Nero stellte zu diesen Schauspielen seine Gärten zur Verfügung und gab ein Zirkusspiel, bei dem er sich in der Tracht eines bekannten Wagenlenkers unter das Volk mischte.

Mit der den Christen so teuflisch zugeschobenen Brandstiftung sind aber die tiefsten Ursachen der Christenverfolgung noch nicht erfaßt. Wohl war die neronische Verfolgung nur ein Vorspiel zu vielen anderen; allein schon hier, bei dem ersten Sturm gegen die Kirche, waren auch tiefere Ursachen wirksam.

Im römischen Reich waren Staat und Religion fest miteinander verbunden und wer zum Reich gehörte, mußte, mochte er vorher was immer für eines Glaubens gewesen sein, die römischen Götter öffentlich verehren. Wollte er neben den römischen Göttern noch andere Gottheiten verehren, so stand ihm das frei und gerade diese Duldung trug dazu bei, daß die eroberten Gebiete sich mit dem Zwang, den römischen Staatsgöttern zu opfern, leicht abfanden. Die Verehrung der Staatsgötter nun hatte sich schon einige Jahrzehnte vor der Geburt Christi dahin entwickelt, daß man die alten, toten Reichsgötter zurücksetzte und dafür zum Mittelpunkt der Staatsreligion das lebendige Reichsoberhaupt, also den Kaiser, machte. Unter Augustus setzte sich die göttliche Verehrung des Kaisers vollends durch und besonders im Osten des Reiches wurde sie schnell pflichtmäßige Staatsreligion. Der religiöse Friede im Reich wurde dadurch keineswegs gestört. Durch das Christentum aber erhielt dieser Zustand plötzlich einen scharfen Stoß.

Jetzt gab es Menschen, die, von den Aposteln gelehrt und getauft, ganz eigene Wege gingen. Man sah sie bei keinem Götteropfer mehr, geflissentlich fehlten sie überall, wo dem Kaiser göttliche Ehren zu erweisen waren; sie wichen jeder Arbeit, jedem Amt und jeder Beschäftigung aus, die mit der Verehrung der Gottheiten oder des Kaisers zusammenhingen. Man sah sie nicht mehr bei großen Mahlzeiten und ausgelassenen Vergnügungen, sie entschuldigten sich plötzlich und machten nicht mehr mit; sie zechten nicht, sie brachen schmutzige Verhältnisse ab, sie zogen sich von der Straße zurück und — arbeiteten. Allmählich wurden Gerüchte laut, diese Leute kämen nachts zusammen und brächten ein ganz absonderliches Opfer dar; man munkelte von einem Kind, von Blut, von einem Mann, der am Kreuz gestorben und von dem sie auch ihren Namen Christen hätten. Zuerst meinte man, sie seien eine besondere Art der Juden. Als aber diese davon hörten, wehrten sie sich mit Händen und Füßen gegen jede Verbindung mit den Christen.

Die Heiden erkannten immer mehr die Kluft, welche sie selbst von den Christen trennte. Man sollte nicht mehr treiben können, was man wollte; nicht mehr essen und trinken können, wie man wollte; seinen Feinden sollte man verzeihen; Sklaven sollte man behandeln wie ehrbare Menschen und arbeiten sollte man: wahrhaftig, so dachten die Heiden, das heißt ja die Ordnung aller Dinge umstürzen, das staatliche Gefüge sprengen und das Reich vernichten — hinweg mit solchen Leuten! Es schürte der wollüstige Römer, er bäumte sich gegen Christengebot und Christensitte auf; es schürte der

vergnügungssüchtige große Haufe, der hier einmal Menschen fand, die nicht mehr mit ihm liefen; es schürten die Juden, die in den Christen die Verräter ihrer Sache sahen; es schürten alle, die von der heidnischen Staatsreligion lebten; es schürte der Satan und dann schürte Nero noch den Brand und die Verfolgung war da.

Über Rom hinaus scheint sich diese erste Verfolgung nicht ausgebreitet zu haben und auch unter den Nachfolgern Neros, der im Jahr 68 von allen verlassen und als Staatsgefahr betrachtet, sich umbringen ließ, unter Kaiser Galba (68—69), Vespasian (69—70) und seinem trefflichen Sohn Titus (79—81) hatten die Christen auch in Rom Ruhe. Aber der unter Nero gegen sie entfachte Sturm war doch so furchtbar und erschütternd gewesen, daß die römische Heidenwelt auch weiterhin in den Christen Menschen sah, die, selbst ohne ein besonderes Verbrechen begangen zu haben, schon durch ihr Dasein allein das Recht auf das Leben verwirkt hätten.

Darum brauchte es keines besonderen Anlasses zur Verfolgung, als mit Domitian (81—96) ein Mann den Kaiserthron bestieg, der nicht bloß außerordentlich habsüchtig und darauf bedacht war, möglichst viele Güter einzuziehen, der ebenso argwöhnisch und besorgt um seine Würde war; er ließ sich „Herr und Gott“ nennen. Den Sprossen eines alten römischen Geschlechtes, den Christen Acilius Gabrio, ließ er hinrichten; desgleichen seinen eigenen Vetter — schon bis in die kaiserliche Familie war das Evangelium vorgedrungen — den Konsular Flavius Klemens; dessen Frau Flavia Domitilla verbannte er auf eine Insel. Als er davon hörte, daß in Palästina noch Verwandte der Mutter Christi lebten, befahl er, dieselben sofort nach Rom zu bringen. Der um das Jahr 150 lebende Schriftsteller Hegesippus erzählt, wie sie von dem Kaiser verhört wurden. Zwei Männer waren es. „Domitian fragte sie, ob sie von David abstammten. Sie bestätigten es. Sodann fragte er sie nach dem Umfang ihrer Besitzungen und nach der Größe ihres Vermögens. Sie antworteten, sie besäßen beide zusammen nur neuntausend Denare und davon gehöre jedem die Hälfte. Aber auch dieses Vermögen bestünde, so fügten sie bei, nicht in Geld, sondern im Werte eines Feldes von nur neununddreißig Morgen, die sie mit eigener Hand bewirtschafteten, um davon die Steuern zu zahlen und ihren Lebensunterhalt zu decken. Hierauf zeigten sie ihm ihre Hände und bewiesen durch die Härte ihrer Haut und durch die Schwielen, welche sie infolge ihrer angestregten Arbeit an ihren Händen trugen, daß sie Handarbeiter waren. Als man sie über Christus und über die Art, den Ort und die Zeit seines Reiches fragte, antworteten sie, dasselbe sei nicht von dieser Welt und von dieser Erde, es sei vielmehr ein

himmlisches und engelhaftes Reich, das erst am Ende der Welt kommen werde, wenn Christus in Herrlichkeit erscheinen wird, um die Lebenden und die Toten zu richten und jedem nach seiner Gesinnung zu vergelten. Daraufhin verurteilte sie Domitian nicht, sondern er verachtete sie als gemeine Leute. Er setzte sie in Freiheit und befahl, die Verfolgung der Kirche einzustellen. Sie aber", so schließt der Bericht, „erhielten nach der Freilassung, da sie Bekenner und Verwandte des Herrn waren, führende Stellungen in der Kirche. Nachdem Frieden geworden war, lebten sie noch bis Trajan" (Euseb. Kg. 3, 20).

Damit war aber der neuerdings entfachte Brand nicht gelöscht.

Der verlegene Plinius

Heidnisches Gesetz und christliche Kraft im zweiten Jahrhundert

Im Jahre 111 oder 112 — genau ist das Jahr nicht zu bestimmen erhielt eine Landschaft in Kleinasien namens Bithynien einen neuen Statthalter. Er hieß Plinius; in der Geschichte trägt er den Beinamen „der Jüngere“. Kaiser Trajan (98—117), der Nachfolger des Kaisers Domitian, hatte Plinius aufgetragen, in seinem Verwaltungsgebiet alle Vereine zu untersagen, die nicht staatlich anerkannt waren. Bei der Durchführung des kaiserlichen Auftrages machte nun der neue Statthalter die ihn ganz überraschende Entdeckung, daß es in der Provinz, überall in Stadt und Land, zahlreiche Christen gab, beiderlei Geschlechts, jeden Standes und Berufes. Ein Teil derselben blieb auf das Verbot hin den Christenversammlungen fern; der größere Teil jedoch kümmerte sich nicht um das Verbot und besuchte auch weiterhin die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen.

Als sie nun dem Statthalter angezeigt wurden, stand dieser vor der Notwendigkeit, strafend einzugreifen; er tat es natürlich, hatte dabei jedoch keine sichere, klare Linie, weil ihm jede Erfahrung in solchen Prozessen fehlte. Zunächst ging er so vor, daß er die Christen, die ergriffen wurden, fragte, ob sie wirklich Christen seien, und, wenn sie zwei- und dreimal befragt und auch nach Androhung der Todesstrafe Christen bleiben wollten, zur Hinrichtung abführen ließ. Er ließ sich dabei von der sonderbaren und rechtlich ganz unhaltbaren Ansicht leiten, daß sie ohne jede Rücksicht auf den Inhalt ihres Bekenntnisses ganz allein schon wegen ihrer Hartnäckigkeit und ihres unbeugsamen Starrsinnes zu bestrafen seien. Waren römische Bürger unter den Christen, so wurden sie bloß erfasst, um nach Rom geschickt zu werden.

Da wurde eines Tages dem Landpfleger eine lange Liste von Personen übermittelt, die sämtlich Christen sein sollten; eine Unterschrift trug die Liste allerdings nicht. Trotzdem ließ Plinius die angezeigten Leute vor sein Gericht laden. Ein Teil davon bestritt auf das entschiedenste, christlich zu sein; sie fluchten sogar Christus und erwiesen dem herbeigebrachten Kaiserbild anstandslos die vorgeschriebenen göttlichen Ehren, „was, wie Plinius bemerkt, „wirkliche Christen niemals tun“. Andere gaben zu, Christen gewesen zu sein, beteuerten aber, es jetzt nicht mehr zu sein und opferten gleichfalls dem Kaiser. Aus ihren Angaben konnte sich Plinius jedoch

kein klares Bild über die Lehre und das Leben der Christen machen, ebensowenig aus dem Verhör zweier Frauen, die den Priestern in der kirchlichen Verwaltung beistanden und Diakonissinnen genannt wurden. Plinius empfand seinen Mangel an Einsicht in das Christentum als einen Nachteil für die Prozeßführung und kam in Verlegenheit. Was tun?

Er unterbrach die Prozeßführung und wandte sich unter Darlegung seiner Erfahrungen an den Kaiser mit der Bitte um Richtlinien. Was er vor allem wissen wollte, faßte er in die zwei Fragen zusammen: ob der Christenname an sich schon bestraft werden solle, gleichgültig ob der Christ gegen die Gesetze gefehlt habe oder nicht, oder ob bloß die mit dem Christennamen zusammenhängenden Verbrechen verurteilt werden sollten. Dabei war Plinius offensichtlich bemüht, den Kaiser mild zu stimmen und ihm zu versichern, der Opferdienst für die Götter hebe sich wieder und wenn die Reue berücksichtigt werde, sei mit der Zurückgewinnung vieler Christen zu rechnen.

Auf seine Anfrage erhielt Plinius vom Kaiser folgende Antwort: „Bei der gerichtlichen Untersuchung gegen die Personen, die dir als Christen angezeigt waren, hast du das durch die Umstände gebotene Verfahren einzuschlagen; denn es kann keine allgemeine Bestimmung getroffen werden, die gewissermaßen eine feste Norm abgäbe. Aufspüren soll man die Christen nicht. Wenn sie angezeigt und überführt werden, sind sie zu bestrafen, jedoch mit der Einschränkung, das jeder, der leugnet, Christ zu sein, und das durch die Tat bekundet, indem er nämlich unsere Götter anfleht, so verdächtig er auch in bezug auf seine Vergangenheit sein mag, wegen seiner Reue Verzeihung erhalten soll. Aber Anzeigen ohne Namensunterschrift darf bei keinem Prozeß stattgegeben werden. Denn das hieße, ein sehr schlechtes Beispiel geben; das paßt auch nicht in unsere Zeit.“

Was ist nun von dieser kaiserlichen Antwort zu sagen? Ohne Zweifel berührt es wohlthuend, daß nicht mit Unterschrift versehene Anzeigen unberücksichtigt bleiben sollten; hierin lag ein Schutz der Christen gegen den Haß der Heiden und Juden. Im übrigen aber war die Antwort den Christen ungünstig und in sich auch widerspruchsvoll. Ungünstig für die Christen, weil der Kaiser davon ausgeht, dass das Christsein an sich schon anzeigepflichtig und straffällig sei. Ungünstig konnte sie auch dadurch werden, daß der Kaiser die Aufstellung fester, allgemein gültiger Vorschriften als unmöglich erklärt und so das Vorgehen gegen die Christen weithin dem Ermessen und damit der Willkür der Provinzialbehörden überläßt. Wie widerspruchsvoll die kaiserliche Antwort ist, geht schon aus der Bestimmung hervor, daß die Christen,

die doch als Verbrecher betrachtet wurden, nicht aufgespürt werden sollen; überdies aber auch aus der rechtlich unhaltbaren Anweisung, daß die einfache Verleugnung des zur Last gelegten und als strafwürdig angesehenen christlichen Bekenntnisses straffrei machen soll. Durch dieses leichte Mittel, sich der Strafe zu entziehen, sollten offenbar viele Christen der heidnischen Gottesverehrung zurückgewonnen werden.

Es ist von unschätzbarem Wert, daß uns der Briefwechsel zwischen Kaiser Trajan und seinem Statthalter Plinius erhalten blieb und wir damit unbedingt zuverlässige Angaben über die Verfolgungen jener Zeit gewinnen. Es war übrigens im ganzen zweiten Jahrhundert so, daß die rechtliche Grundlage für die Christenverfolgungen schwankte.

Diese Tatsache mag denn auch zu einer zweiten Eigenart der Verfolgungen jener Zeit beigetragen haben, zu dem ungleichmäßigen Verlauf. Weil man sich nicht darüber klar wurde, wie man das Vorgehen gegen die Christen begründen sollte, deswegen blieb man sich auch darüber im unklaren, ob und wie man gegen sie einschreiten sollte. Die Stellungnahme zu den Christen war also nicht bei allen Kaisern die gleiche und wenn auch die Verfolgungen niemals allgemein und längere Zeit aufhörten, so war ihre Stärke und Ausdehnung doch verschieden.

Über die Opfer der Verfolgungen sind wir weniger sicher und genau unterrichtet. Aus der gewiß großen Zahl der getöteten Christen ragen zwei Männer hervor, deren Namen eigens erwähnt und bekränzt sein sollen: der einhundertzwanzigjährige Bischof von Jerusalem namens Simeon, der nach unerhörten, tagelangen Martern gekreuzigt wurde, und der heilige Ignatius, Bischof von Antiochien. Während seiner Überführung nach Rom, wo er den wilden Tieren vorgeworfen wurde, schrieb Ignatius sieben Briefe, die zu den kostbarsten Vermächtnissen der altchristlichen Kirche gehören. Sie geben Zeugnis von dem Geist, in dem die Kirche ihrem Herrn die Treue hielt und alles zurückstellte, nur um Christus zu gewinnen. Es ist wie ein heiliges Heldenlied, wenn Ignatius auf dem Weg in den Tod an die Christengemeinde zu Tralles schreibt: „Nun erst fange ich an, ein Jünger zu werden. Nichts von den sichtbaren und unsichtbaren Wesen soll mich reizen; denn Jesus Christus will ich gewinnen. Es mögen über mich kommen Feuerqualen, Kreuzigung, aufgehetzte Tiere, es mögen meine Gebeine zermalmt werden, es möge der Teufel mich schinden; wenn ich nur Jesus Christus finde.“

Damit gehen wir auf die Suche nach den Quellen, woraus die Märtyrer ihre Kraft schöpften. Wir dürfen uns ja nicht damit zufrieden geben, den Verlauf der Ereignisse zu überblicken und Ereignis mit

Ereignis ursächlich zu verbinden, wir müssen auch die Verbindung von innerer Gesinnung und äußerem Geschehen finden. Aufschluß kann uns da für jene Zeit der Brief geben, den der heilige Klemens, der dritte Papst nach dem Apostelfürsten, gegen Ende des ersten Jahrhunderts an die Christengemeinde zu Korinth schrieb. So lehrte Papst Klemens die Christen denken: „Das ist der Weg, auf dem wir unser Heil finden, Jesus Christus, den Hohepriester unserer Opfertaten, den Anwalt und Helfer in unserer Schwäche. Durch ihn streben wir standhaft nach den Höhen des Himmels; durch ihn schauen wir sein heiliges und erhabenes Antlitz, durch ihn wurden die Augen unseres Herzens geöffnet, durch ihn ringt sich unser unweiser und dunkler Verstand durch zum Licht. Laßt uns also kämpfen, Männer, Brüder, mit aller Ausdauer unter seinen untadeligen Gesetzen« (Kap. 36, 37).

Daß die Christen diese „untadeligen Gesetze" des Herrn auch untadelig befolgten und damit im eigenen Leben Christus lebten, das war die Sorge des Papstes. Wenn er in den Herzen der Gläubigen den Vorsatz weckt:

Wir wollen kämpfen, damit wir in der Zahl derer gefunden werden, die ausharren, damit wir teil haben an den versprochenen Gütern", dann gibt er auf die Frage, wie das geschehen kann, die Antwort: „Wenn unsere Gesinnung in Treue gegen Gott befestigt ist, wenn wir wegwerfen von uns alles Unrecht und alle Schlechtigkeit, Habsucht, Streit, Bosheit und Hinterlist, Verleumdung und üble Nachrede, Haß gegen Gott, Aufgeblasenheit und Prahlerei, Eitelkeit und ungastliches Wesen" (Kap. 35). So lehrte der Papst die Christen leben: „Unseren Herrn Jesus Christus, dessen Blut für uns hingegeben wurde, wollen wir verehren, unsere Vorgesetzten wollen wir achten, die Eltern ehren, die Jugend in Zucht und Gottesfurcht erziehen, die Frauen zum Guten anhalten, damit sie der Keuschheit lebenswürdige Sitten zeigen, ihre Sanftmut unversehrte Gesinnung an den Tag legen, ihre Zunge mäßigen und schweigen, ihre Liebeswerke nicht nach Neigungen tun, sondern in heiliger Gesinnung sie gleichermaßen allen zuwenden, die Gott fürchten. Unsere Kinder sollen in Christus erzogen werden; sie sollen lernen, was demütiger Sinn bei Gott vermag, wie mächtig die reine Liebe bei Gott ist, wie gut und groß die Gottesfurcht ist und wie sie alle rettet, die in reiner Gesinnung ein heiliges Leben führen" (Kap. 21). Wie ernst es die Christen mit der reinen Gesinnung und dem heiligen Leben nehmen sollten, zeigt ganz ergreifend ein Gebet, das der Papst den Gläubigen für die ihnen doch so feindseligen heidnischen Machthaber auf die Zunge legte. So sollten die Christen für die weltlichen Obrigkeiten beten: „Du, o Herr, hast durch deine übergroße

und unbeschreibliche Stärke ihnen die Vollmacht zu herrschen gegeben, damit wir in Anerkennung der ihnen von dir verliehenen Herrlichkeit und Ehre ihnen gehorchen, ohne irgendwie deinem Willen zu widersprechen. Schenke ihnen, o Herr, Gesundheit, Frieden, Einigkeit und Stärke, damit sie ohne Sünde ihre von dir verliehene Herrschaft ausüben. Denn du, o Herr, himmlischer König der Ewigkeiten, verleihest den Menschenkindern Ehre, Ansehen und Macht über die Erde. Leite, o Herr, ihren Sinn, so wie es gut und dir wohlgefällig ist, damit sie gottesfürchtig, friedfertig und mild die von dir verliehene Gewalt gebrauchen und so deiner Gnade teilhaftig werden. Der du allein imstande bist, diese und noch größere Wohltaten unter uns zu wirken, dich preisen wir durch den obersten Priester und den Führer unserer Seelen Jesus Christus" (Kap. 61).

Die Grundkraft der Verfolgten war Christus; sie hieß: nach Christus, mit Christus, durch Christus, in Christus.

„Auch so einer“

Die Verfolgungen unter den Kaisern Hadrian und Antonius

Während des ganzen zweiten Jahrhunderts verliefen die Verfolgungen ungleichmäßig. Hier waren sie grausamer und blutiger, dort milder; hier waren sie umfangreicher, dort griffen sie weniger weit um sich. Damit verbunden war eine gewisse Unsicherheit der Staatsgewalt, wie sie die Verfolgung gesetzlich begründen und rechtfertigen sollte. Unter den Nachfolgern des Kaisers Trajan traten dazu noch zwei weitere Merkmale: der Pöbel, die sittlich und wirtschaftlich tiefstehende Masse, gewann einen großen Einfluß auf das Vorgehen gegen die Christen, und bei Unglücksfällen und Notlagen gab man den Christen die Schuld. Für die erste Erscheinung, den bösen Einfluß des Pöbels, hat uns die Geschichte ein sprechendes Zeugnis aus der Regierungszeit des Kaisers Hadrian (117—136) bewahrt.

Der Prokonsul, der höchste Beamte der asiatischen Provinz, Serenius Gratianus mit Namen, hatte dem Kaiser geschrieben, es sei doch eine Ungerechtigkeit, wenn man die Christen bloß auf das Geschrei des Pöbels hin töte, ohne daß eine gerichtliche Untersuchung gegen sie geführt worden und ihnen eine Schuld nachgewiesen sei. Der Haß der Heiden gegen die Christen hatte sich nämlich besonders in einem wütenden Toben bei öffentlichen Festen Luft gemacht und es muß schon schlimm gewesen sein, wenn ein Beamter wie der Prokonsul den Kaiser dagegen anrief. Seine Vorstellungen blieben nicht ohne Wirkung. Er selbst war bis dahin nicht mehr in seinem Amt, aber sein Nachfolger Minucius Fundanus erhielt vom Kaiser folgenden Erlaß:

„An Minucius Fundanus. Von dem trefflichen Serenius Gratianus, deinem Vorgänger, habe ich ein an mich gerichtetes Schreiben erhalten. Es scheint mir nun nicht gut zu sein, die Sache ohne Untersuchung hingehen zu lassen; denn die Leute sollen nicht beunruhigt werden und die Angeber sollen keine Gelegenheit haben, ihrer Bosheit freien Lauf zu lassen. Wenn sich die Provinzbewohner für ihre Forderung gegen die Christen auf klare Gründe stützen, so daß sie sich auch vor dem Richterstuhl verantworten können, dann sollen sie nur diesen Weg gehen. Nicht aber sollen sie sich aufs Fordern und nur aufs Schreien verlegen. Denn es ist viel besser, daß du, im Falle jemand eine Anklage erheben will, die Sache untersuchen läßt. Wenn also jemand als Kläger auftritt und nachweist, daß die Christen in

irgendwelcher Weise gegen die Gesetze handeln, dann fälle dein Urteil entsprechend dem Vergehen. Wer aber in verleumderischer Absicht Klage stellt, den fürwahr ziehe wegen seiner Frechheit zur Verantwortung und für dessen Bestrafung trage Sorge."

Dieser Erlaß ist der Grund dafür, daß Kaiser Hadrian als christenfreundlich gilt. In der Tat zeugt der Erlaß von Rechtsempfinden und er brachte in das Vorgehen gegen die Christen nach drei Seiten hin eine wesentliche Milderung. Schon das war eine Milderung, daß die Christen jetzt nur mehr verurteilt werden sollten, wenn ihnen vorher regelrecht der Prozeß gemacht worden ist. Noch einschneidender war die Bestimmung, daß es zur Bestrafung von nun an nicht mehr hinreichen sollte, wenn festgestellt war, daß sie Christen seien, es mußte dazu feststehen, daß sie auch ein Vergehen gegen die Staatsgesetze begangen hatten. Wohltuend berühren endlich das eigentlich selbstverständliche Gebot, die Strafe nach der Schwere der Vergehen abzustufen, und der Schutz gegen falsche Anklagen.

Ob der Erlaß den Christen aber auch tatsächlich Erleichterung brachte? Für den Teil Asiens, von dem er veranlaßt war und für den er ausgefertigt wurde, dürfen wir es annehmen; denn aus dieser Provinz haben wir aus den folgenden Jahren keine Nachrichten über Märtyrer. Einen durchgreifenden Einfluß auf das römische Reich hatte der Erlaß jedoch nicht und wenn auch die sogenannten Märtyrerakten, die von zahlreichen Blutzügen jener Zeit sprechen und sie mit Namen nennen, in den zeitlichen Angaben nicht unbedingt zuverlässig sind, so gab es gleichwohl auch unter Hadrian Christenprozesse und es floß auch unter seiner Regierung Christenblut. Ebenso war es unter seinem Nachfolger, dem Kaiser Antonius Pius, obwohl auch dieser Kaiser, wie schon sein Name Pius d. h. der Gütige besagt, keine grausame Natur war und den Einwohnern mehrerer Städte verbot, neue feindselige Maßnahmen gegen die Christen zu ergreifen. Aus dieser Zeit besitzen wir den unzweifelhaft zuverlässigen Bericht über einen Vorfall, der sich in Rom zutrug und uns nicht bloß ein sicheres, sondern auch ein lebensvolles Bild davon vermittelt, wie es damals zuging.

Für die Frau, die bei diesem Vorfall die erste Rolle spielte, wollte der römische Professor Justinus, ein großer Heiliger, sich bei dem Kaiser verwenden und unterbreitete ihm also den ganzen Hergang. „Eine Frau so beginnt er seine Darlegung, „lebte in Gemeinschaft mit einem ausschweifenden Mann. Auch sie selbst hatte früher ausschweifend gelebt. Nachdem sie aber die Lehre Christi kennengelernt hatte, beherrschte sie sich und suchte auch ihren Mann zu einem enthaltsamen Leben zu bewegen, indem sie ihm Christi Lehren

mitteilte und ihm erzählte, daß die, welche nicht enthaltsam und vernunftgemäß leben, in ewigem Feuer bestraft würden. Er aber setzte sein ausschweifendes Leben fort und entfremdete sich dadurch seine Gattin. Da die Frau es für sündhaft hielt, noch weiter mit einem Mann ehelich zu verkehren, der wider das Naturgesetz und wider das Recht seine Sinnlichkeit auf jede Weise zu befriedigen suchte, wollte sie sich von ihm trennen. Weil aber ihre Angehörigen dies nicht gerne sahen und ihr noch weiter auszuhalten rieten mit dem Bemerken, der Mann würde sich einmal in gehoffter Weise bessern, bezwang sie sich und blieb. Als aber ihr Mann nach Alexandrien gereist war und die Nachricht einlief, er treibe es da noch schlimmer, gab sie, um nicht durch das Verbleiben in der Ehe und durch die Gemeinschaft von Tisch und Bett an seinen Lastern und Sünden teilzuhaben, den üblichen sogenannten Scheidebrief und trennte sich. Ihr sauberer Gatte jedoch, der sich hätte freuen sollen, daß sie sich von all den Sünden, in die sie sich ehemals leichtsinnig mit Dienern und Söldlingen bei fröhlichen Gelagen und andern Unfug eingelassen hatte, lossagte und auch ihn selbst zu bewegen suchte, davon abzulassen, erhob gegen sie, weil sie sich wider seinen Willen von ihm getrennt hatte, die Anklage, sie sei Christin. ‚Diese nun reichte bei dir‘, so schrieb Justinus dem Kaiser, ‚eine Bittschrift ein, worin sie bat, ihr zu gestatten, daß sie zunächst ihre häuslichen Angelegenheiten in Ordnung bringe und daß sie sich erst nach deren Regelung gegen die Anklage verteidige. Du bist auf ihre Bitte eingegangen‘. Ihr ehemaliger Gatte wandte sich nunmehr, da er ihr jetzt nichts mehr anhaben konnte, gegen einen gewissen Ptolemäus, der die Frau in der christlichen Lehre unterrichtet hatte. Dieser wurde vor den Richter Urbikus geladen, und zwar auf folgende Weise. Urbikus überredete einen ihm befreundeten Hauptmann, den Ptolemäus zu verhaften und ihn nur das eine zu fragen, ob er Christ sei. Als Ptolemäus, der die Wahrheit liebte und von Lug und Trug nichts wissen wollte, sich als Christ bekannte, befahl der Hauptmann, ihn in den Kerker zu werfen, wo er ihn lange Zeit mißhandeln ließ. Als der Mann schließlich dem Richter Urbikus vorgeführt wurde, erging an ihn wiederum nur die eine Frage, ob er Christ sei. Und wiederum bekannte sich Ptolemäus im Bewußtsein, daß er das Gute der Lehre Christi verdanke, zur Schule der göttlichen Religion. Entweder leugnet nämlich jemand etwas, weil er eine Sache verwirft, oder er geht einem Bekenntnis aus dem Weg, weil er sich dessen bewußt ist, seiner nicht würdig zu sein oder es nicht zu verstehen. Bei einem wahren Christen trifft weder das eine noch das andere zu.‘ Als Urbikus befahl, ihn zur Hinrichtung abzuführen, da wandte sich ein gewisser Lucius, ebenfalls

ein Christ, in der Erkenntnis, daß das Urteil ganz unvernünftig sei, an ihn mit den Worten: ‚Warum hast du diesen Mann, der doch kein Ehebrecher, kein ausschweifender Mensch, kein Mörder, kein Dieb, kein Räuber ist, überhaupt keiner bösen Tat überführt werden konnte, sich aber als Christ bekannt hat, bestrafen lassen? Dein Urteil, Urbikus, macht dem Kaiser Pius und dem philosophisch geschulten Sohne des Kaisers und dem heiligen Senate keine Ehre.' Des Urbikus eine Antwort war, daß er zu Lucius sagte: *„Auch du scheinst mir so einer zu sein.“* Als Lucius es bejahte, ließ Urbikus ihn zur Hinrichtung abführen. Lucius dankte ihm dafür offen und bemerkte, er sei von diesen schlimmen Herrschern befreit und gehe zu Gott, dem guten Vater und König" (Euseb. Kgsch. 4, 17).

„*Auch so einer*“, das war das kurze Urteil, womit der heidnische Richter den Lucius dem Tod überlieferte. „Was für einer“, das hätte er aus dem Leben des tadellosen Ptolemäus ansehen können. Aber man brauchte nichts zu sehen und nichts zu denken und nichts zu beweisen, man brauchte bloß hinzugehen und zu sagen: er ist ein Christ — und dann hieß es „*Auch so einer*“ und das Urteil war gefällt.

„Im Schmelzofen von Smyrna“

Vom Wesen des Martyriums

Smyrna war eine Stadt in Kleinasien. Der Bischof von Smyrna war Polykarp, ein Schüler des heiligen Apostels Johannes. Während nun Polykarp einmal des Nachts betete, sah er sein Kopfkissen brennen. In Wirklichkeit war es nicht so, das Kopfkissen lag noch unversehrt unter seinem Haupt; aber leerer Schaum und Traum war das Gesicht doch nicht gewesen. Etwas fing wahrhaftig zu brennen an und dieser Brand war tausendmal schlimmer als ein brennendes Kopfkissen.

Bei dem Martyrium einiger Christen von Smyrna hatten nämlich die Heiden einen rasenden Tumult vollführt und gerufen: „Auf, holen wir Polykarp!“ Als Polykarp von dieser Hetze gegen ihn erfuhr, beschloß er seelenruhig, sich nicht vom Platze zu rühren und zu bleiben, wo er war. Seine Umgebung drängte jedoch so zäh zur Flucht, daß er schließlich nachgab und sich auf ein Landgut zurückzog. Aber die Häscher waren ihm auf den Fersen und so entwich er auf ein anderes Landgut. Er war allerdings nicht im Zweifel darüber, daß seine Tage gezählt seien; immer wieder mußte er an das brennende Kissen denken. Wirklich — da waren schon die Häscher. Bevor sie in das Haus eindrangen, hätte der Bischof wohl noch flüchten können; aber mit den Worten „Dein Wille geschehe“ ging er den Verfolgern so liebenswürdig und freundlich entgegen, daß sie stutzten. Die ihn nicht schon vorher gekannt hatten, glaubten zuerst, eine wunderbare Erscheinung zu sehen und erstaunt über das würdige, gelassene Benehmen des greisen Bischofes fragten sie sich, warum man sich so große Mühe mache, um einen solchen Mann gefangen zu nehmen. Sie schämten sich geradezu, als er ihnen sofort den Tisch decken ließ, sie bewirtete, und sie ihn dann beten hörten. Doch sie mußten ihn nach Smyrna bringen.

Sie setzten ihn also auf einen Esel und machten sich auf den Weg zur Stadt. Der Polizeipräsident von Smyrna und dessen Vater kamen ihnen entgegen gefahren und nahmen den Bischof in ihren Wagen. Es sei doch nichts Schlimmes dabei, redeten sie ihm zu, „Herr Kaiser“ zu sagen, zu opfern und sich damit das Leben zu retten. Als aber alles Zureden nichts nützte und er ihnen nicht den Willen tat, wurden sie ärgerlich und stießen ihn mit solcher Gewalt vom Wagen, daß er sich das Schienbein verletzte. Ohne darauf zu achten und als ob nichts geschehen wäre, ging Polykarp wohlgemut und so gut er konnte weiter.

In Smyrna wurde er in die Rennbahn geführt. Dort fragte ihn der Prokonsul, ob er Polykarp sei. — Polykarp bejahte es.

Nun hieß es: „Nimm Rücksicht auf dein hohes Alter! Schwöre beim Glück des Kaisers, ändere deine Gesinnung! Sprich: Fort mit den Gottlosen! Schwöre und ich werde dich freilassen! — Lästere deinen Christus!"

Darauf Polykarp: „Schon 86 Jahre diene ich Christus und er hat mir kein Leid getan. Wie kann ich meinen König, der mich erlöst hat, lästern! Vernimm das offene Bekenntnis: Ich bin Christ."

Nach einigem Hin und Her erklärte der Prokonsul: „Es stehen mir wilde Tiere zur Verfügung; ihnen werde ich dich vorwerfen lassen, wenn du nicht nachgibst." — Polykarp: „Laß sie kommen!"

„Wenn du dir aus den wilden Tieren nichts machst und hartnäckig bleibst, lasse ich dich vom Feuer verzehren."

Polykarp dagegen: „Du drohst mir mit deinem Feuer, das nur einige Zeit brennt und bald wieder erlischt. Du kennst nicht das Feuer des kommenden Gerichtes und der ewigen Strafe, das den Gottlosen bestimmt ist. Doch warum zögerst du? Hole herbei, was du willst!" Und dabei strahlte sein Angesicht von Anmut, heißt es im Bericht.

Darauf befahl der Prokonsul einem Herold, dreimal durch die Rennbahn zu rufen: „Polykarp hat sich als Christ bekannt."

Jetzt begann die Masse zu toben und zu schreien und verlangte von dem Direktor der öffentlichen Spiele, er solle auf Polykarp einen Löwen loslassen. Der Direktor aber erklärte, das sei ihm nicht gestattet, weil das Tierhetzen bereits beendet sei. Da beschlossen sie, so fährt unser Bericht fort, einstimmig zu rufen, Polykarp solle lebendig verbrannt werden.

Gesagt, getan. Eilig holte die Menge aus den Werkstätten und Bädern Holz und Reisig zusammen, wobei die Juden ihrer Gewohnheit gemäß bereitwillig die größten Dienste leisteten. Als der Holzstoß errichtet war, legte Polykarp selbst seine Oberkleidung ab und löste seinen Gürtel. Sodann suchte er auch seine Schuhe auszuziehen. Sonst brauchte er dies nicht zu tun, da stets alle Gläubigen gewetteifert hatten, zuerst ihn berühren zu dürfen; denn schon vor seinem Märtyrium wurde er wegen seines tugendhaften Wandels auf jede Art und Weise ausgezeichnet. Das für den Scheiterhaufen beigeschleppte Holz wurde sofort um ihn herumgelegt. Als man ihn auch annageln wollte, erklärte er: „Lasset mich so! Denn der, welcher mich für das Feuer bestimmt hat, wird mir auch die Gnade geben, ohne daß ich angenagelt und derart gesichert bin, unbeweglich auf dem

Scheiterhaufen stehen zu bleiben." Sie nagelten ihn daher nicht an; doch banden sie ihn fest. Er aber, die Hände auf dem Rücken und festgemacht, wie der Bericht sagt, gleich einem herrlichen Opfertier, das aus einer großen Herde zu einem für den allmächtigen Gott angenehmen Opfer auserlesen wurde, sprach folgendes Gebet: „O Vater deines geliebten und gepriesenen Sohnes Jesus Christus, der es uns vermittelt hat, daß wir dich kennen. o Gott der Engel und Mächte und aller Schöpfung und des ganzen Geschlechts der Gerechten, die dich vor Augen haben, ich preise dich, daß du mich dieses Tages und dieser Stunde gewürdigt hast, so daß ich unter der Schar der Märtyrer am Kelche deines Christus teilnehme, um mit Seele und Leib in der Unvergänglichkeit des Geistes zu ewigem Leben neu aufzuerstehen. Möchte ich unter die Zahl der Märtyrer heute vor dir aufgenommen werden als reiches, wohlgefälliges Opfer; denn du, untrüglicher, wahrhafter Gott, du hast dieses Opfer vorher verkündet und erfüllt, du hast es zubereitet. Deshalb bringe ich dir für alles Lob, Dank und Preis durch den ewigen Hohenpriester Jesus Christus, deinen geliebten Sohn, durch welchen dir mit ihm im Heiligen Geist die Ehre sei jetzt und in alle Ewigkeit. Amen."

„Nachdem Polykarp" — wir folgen immer noch dem Bericht — „das Amen ausgesprochen und sein Gebet beendet hatte, zündete man das Feuer an. Als die Flamme mächtig emporloderte und sich gleich einem vom Wind geschwellten Segel wölbte, umgab es rings den Leib des Märtyrers wie eine schützende Mauer. Sein Fleisch verbrannte nicht darin, sondern es war wie Gold und Silber in einem *Schmelzofen*. Auch empfanden wir einen Wohlgeruch wie von duftendem Weihrauch oder anderen kostbaren Gewürzen. Als schließlich die Gottlosen merkten, daß sein Leib nicht vom Feuer verzehrt werden könne, befahlen sie dem Henker, der den verwundeten Menschen und Tieren den Todesstoß zu geben hatte, er solle zu Polykarp hingehen und ihm das Schwert in die Brust stoßen. Er tat dies, und es ergoß sich eine solche Menge Blutes aus der Wunde, daß davon das Feuer ausgelöscht wurde. Die ganze Menschenmenge wunderte sich über den großen Unterschied zwischen den Ungläubigen und den Auserwählten. "

Auf Drängen der Juden sollte der Prokonsul den Leichnam Polykarps ja nicht herausgeben, damit nicht die Christen, wie die Juden sagten, den Gekreuzigten verlassen und anfangen würden, den Polykarp anzubeten. „Sie sahen nicht ein", so heißt es in unserem Bericht, „daß wir Christus, der für das Heil aller, die auf Erden erlöst werden, gelitten hat, daß wir Christus nicht verlassen und einen andern anbeten können. Christus beten wir an, weil er der Sohn Gottes ist, den Märtyrern aber

erweisen wir als Schülern und Nachahmern des Herrn würdige Verehrung wegen ihrer unübertrefflichen Liebe zu ihrem König und Lehrer."

Das ist die Geschichte von dem Martyrium des heiligen Polykarp, zuverlässig aufgeschrieben im Jahre 156 n. Chr. und überaus wichtig für die Gesamtgeschichte der Verfolgungszeit. Sie zeigt uns, welche große Rolle die heidnischen Volksmassen bei den Verfolgungen der Christen spielten. Sie unterrichtet uns darüber, daß die Christen sich nicht leichtfertig fangen ließen und blindlings den Häschern in die Hände liefen, sondern ihnen ausweichen, sich verstecken und sich den Ihrigen zu erhalten suchen durften. Sie wirft ein Licht auf den Haß, womit auch jetzt noch die Juden den Christen nachstellten. Von höchstem Wert aber ist sie deswegen, weil sie uns sagt, wie Christen in ihren letzten qualvollen Augenblicken dachten und beteten. Damit weist sie den Unterschied zwischen Ungläubigen und Auserwählten und das tiefste Wesen des Martyriums auf. Es liegt in der Lehre, für welche Christen lebten und starben und dann in der Liebe, womit sie es taten. „Ein Christ", sagt Origenes, „gibt für seinen Glauben eher das Leben als ein Heide für alle Götter ein Stück seines Mantels" (C. Cels. 7, 39).

Die schutzlose Saat

Die Verfolgungen unter den Kaisern Marc Aurel und Commodus

„Die ganze Menschenmenge“, heißt es in dem Bericht über das Martyrium des heiligen Polykarp, „wunderte sich über den großen Unterschied, der zwischen den Ungläubigen und den Auserwählten ist.“ „Die Schmach derjenigen“, sagt der heilige Irenäus, „die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, alle Qualen erdulden und dem Tod sich hingeben aus Liebe zu Gott und wegen des Bekenntnisses seines Sohnes, hält die Kirche allein in voller Reinheit aus, oft geschwächt, aber sofort wieder die Glieder mehrend.“ Ja, die Kirche hat das Bewußtsein, daß sie außer der Hilfe Gottes den Märtyrern ihren Weiterbestand zu verdanken hatte; dessen wurde sie sich besonders dann bewußt, wenn sich aus der heidnischen Volksmasse, die rasend nach dem Tod der Christen schrie, plötzlich der eine oder der andere Zuschauer loslöste und, von einer besonderen Gnade geführt und gestützt, in die Arena sprang und rief: „Auch ich bin ein Christ“ und zugleich mit den anderen Christen in den Tod ging. Zahlreicher waren natürlich noch die Fälle, in denen von den christlichen Märtyrern eine werbende Wirkung in der Weise ausging, daß heidnische Zuschauer das Bild der sterbenden Gottesstreiter nicht mehr von ihrer Seele losbrachten, es grübelnd und sinnend mit sich herumtrugen und keine Ruhe mehr fanden, bis sie selbst Christen wurden. Die Überzeugung der Christen, in dem Martyrium eine unvergängliche Quelle neuen Zustroms zu besitzen, faßte der Kirchenschriftsteller Tertullian in die bekannten Worte: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Christen.“

Während so das Christentum sich ausbreitete und innerlich erstarkte, wurde das einst so feste Gefüge des römischen Reiches langsam schwächer. Die Anzeichen dafür konnte man kaum übersehen. Im Osten und Westen waren die Reichsgrenzen manchen Anstürmen ausgesetzt; am bedenklichsten und gefährlichsten waren die aufrührerischen und feindseligen Bewegungen, die fast gleichzeitig an der Donau und am Rhein entstanden. Hungersnot, Seuchen, Überschwemmungen und Erdbeben versetzten, auch wenn sie örtlich begrenzt waren, das Reich in eine geheime Unruhe. Die heidnischen Volksmassen machten wiederum die Christen dafür verantwortlich. So ist es zu erklären, daß unter dem Nachfolger des Antoninus Pius, dem

Kaiser Marc Aurel (161—180), die Verfolgungen wieder heftiger wurden.

Die Christen, äußerlich wehrlos, suchten sich zwar mit den Waffen des Geistes zu verteidigen. Schon unter Antoninus Pius waren von mehreren christlichen Gelehrten sogenannte *Schutzschriften* an den Kaiser gerichtet worden; dem Kaiser Marc Aurel übersandte jetzt Bischof Melitto von Sardes eine Schrift, worin er mit der Versicherung treuer Hingabe an den Kaiser ihn auf die wilden Zustände aufmerksam machte, die sich besonders im Osten herausgebildet hatten und den Christen unsägliche Bedrückungen und Leiden brachten. „Auf unerhörte Weise“, schreibt er, „wird das Geschlecht der Gottesfürchtigen durch neue, für Asien erlassene Gesetze aufgescheucht und verfolgt. Freche Angeber und nach fremden Gütern gierige Menschen benützen die Erlasse, um offen auf Raub auszugehen und solche, die nichts Böses getan haben, Tag und Nacht auszuplündern. Geschieht dies auf deinen Befehl hin“, so fährt der Bischof fort, „dann soll es recht sein! Denn ein gerechter Fürst“ damit sucht er den Kaiser zu gewinnen — „wird niemals ungerechte Verordnungen erlassen. Und gerne nehmen wir die Ehre eines solchen Todes hin. Doch tragen wir dir die eine Bitte vor, daß du zuvor diese als Aufwiegler hingestellten Christen kennenlernst und dann erst urteilst, ob sie die Todesstrafe oder ein ruhiges Leben verdienen. Wenn aber der Erlaß und diese neue Verordnung, die man nicht einmal gegen barbarische Völker anwenden sollte, nicht von dir ausgegangen sind, dann bitten wir dich um so inständiger, du mögest uns, die wir ja offen beraubt werden, nicht im Stiche lassen“ (Euseb. Kgsch. 4, 26).

Aber der Kaiser erfüllte die Erwartung des Bischofs nicht. — Alle Schutzschriften hatten überhaupt wenig Erfolg. Wohl entkräfteten sie die drei großen Anklagen, die im Heidentum gegen die Christen gang und gäbe waren, und legten klar, daß die Christen deswegen, weil sie die heidnischen Götter ablehnten, nicht gottlos seien, wie gegen sie ausgesprengt wurde; sie seien vielmehr der Träger des wahren Gottesglaubens. Die Schutzschriften zeigten dann auf, wie unsinnig die Gerüchte über die heimliche Unsittlichkeit der Christen seien; sie brauchten dabei nur auf ihren heiligen Lebenswandel hinzuweisen. Auch staatsfeindlich seien die Christen. Was immer mit Fug und Recht von ihnen verlangt werden könne, das erfüllten sie in aller Treue; nur solle man ihnen die Gewissensfreiheit lassen. Darüber hinaus legten die Schutzschriften dar, wie töricht der heidnische Götterglaube und wie unsittlich seine Göttergestalten seien.

Die Feder war aber keine wirksame Waffe, weder dem Kaiser gegenüber, noch gegenüber dem Geschrei des Volkes. Es erschien vielmehr eine Verordnung, die den Christenfeinden eine neue willkommene Handhabe bot; es sollten nämlich diejenigen auf eine Insel verbannt werden, die, so hieß es, „etwas tun, wodurch den beweglichen Gütern der Menschen eine abergläubische Furcht vor der Gottheit eingeflößt werden könne“, und auch das alte Verbot, wonach von Sklaven keine Geständnisse gegen ihren Herrn erpreßt werden durften, brauche nach dieser Verordnung den Christen gegenüber nicht gehalten zu werden.

Unter den Verfolgungen, die während der Regierung des Kaisers Marc Aurel einsetzten, war besonders heftig die Verfolgung in Südfrankreich. Sie begann damit, daß bei der großen Messe, die im August 177 zu Lyon gehalten wurde, die heidnischen Volksmassen gegen die Christen schrien und in Abwesenheit des Statthalters sofort Verhaftungen vorgenommen wurden. Alle Bemühungen, dem zurückgekehrten Statthalter klar zu machen, daß die Christen weder Religions- noch Majestätsverbrecher seien, schlugen fehl. Folter und Marter setzten so heftig und grausam ein, daß sogar zehn Christen von ihrem Glauben abfielen. Alle Christen von irgendwelcher Stellung und Bedeutung wurden in das Gefängnis geworfen, auch diejenigen wieder, die den Herrn verleugnet hatten, und die Stadt erlebte Greuel, die zu den schlimmsten in der ganzen Geschichte der Verfolgungen gehören.

Die überragenden Helden in diesem Kampfe waren die Heiligen Marturus, Sanctus, Attalus, der fünfzehnjährige Pontikus und die über allen Preis erhabene heilige Blandina. Über ihre Marter haben wir einen Bericht von Augenzeugen; er gibt uns auch die Erklärung dafür, wie ein Mensch diese unsäglichen Marterqualen ertragen konnte. „Nachdem Blandina gezeißelt worden war“, so heißt es, „den wilden Tieren vorgeworfen, und von ihnen zerfetzt, immer noch lebend, auf einen glühenden eisernen Stuhl zum Rösten gesetzt worden, steckte man sie zulegt in ein Netz und warf sie einem Stier vor. Als sie von dem Stiere wiederholt emporgeschleudert worden war, wofür sie infolge ihrer unerschütterlichen Hoffnung auf das, was sie glaubte und infolge ihres Verkehrs mit Christus gar kein Empfinden mehr hatte, wurde auch sie getötet.“

Die Christen atmeten auf, als auf Marc Aurel dessen Sohn Commodus als Kaiser folgte und die Befehle und das Wüten gegen die Christen aufhörten. Zwar nicht überall gleichzeitig; manche Statthalter verfolgten auch jetzt noch Christen und zum erstenmal floß jetzt in Afrika Christenblut. Immerhin konnte der Kirchenschriftsteller

Eusebius die Lage der Christen unter dem Kaiser Commodus mit den Worten zeichnen: „Unsere Verhältnisse wurden ruhiger und durch die Gnade Gottes erhielten die Kirchen des ganzen Erdkreises Frieden. Und so führte das Wort des Heiles Seele um Seele aus allen Geschlechtern zur frommen Verehrung Gottes, so daß selbst mehrere von denen, die in Rom durch ihren Reichtum und ihre Abstammung höchstes Ansehen genossen, mit ihrem ganzen Haus und ihrer ganzen Verwandtschaft den Weg des Heils beschritten" (Euseb. Kgsch. 5, 21). Sogar Irenäus, der Bischof von Lyon, stellte um das Jahr 185 fest: „Die Welt hat durch die Römer Frieden und wir Christen wandeln ohne Furcht auf den Straßen und fahren zur See, wohin wir wollen." Daß es doch immer so geblieben wäre!

Lehrer und Irrlehrer

Die Kirche des zweiten Jahrhunderts im geistigen Kampf

Das war ein Kampf! Auf der einen Seite die Bestien der Arena, der um die zuckenden Glieder aufzüngelnde Feuerbrand, Folter, Kreuz und all die Quälereien, die wie eine schmutzige Gosse aus der Hölle zu kommen schienen — auf der anderen Seite die unerschütterliche Kraft, womit die Christen gegen eine ganze Welt standen, hilflos und doch von einer Hilfe gestützt, an der jeder Sturm, wenn auch mit rasendem Wüten, zerbrach Menschen, mit dem Fuß noch auf der dunklen Erde, mit dem Herzen schon im ersten Lichtglanz der Ewigkeit. Vollständig und getreu wird aber das Kampfbild erst, wenn wir das Ringen hineinzeichnen, womit der Geist den Schild vor den gepeinigten Leib zu halten versuchte, die Bemühungen, womit auch die christliche Wissenschaft dem Heidentum entgegentrat. Der rohen Gewalt gegenüber hatten sie im Augenblick keinen besonderen Erfolg; dennoch bestimmten sie weithin den Lauf der Kirchengeschichte. Über ihren nächsten Zweck, die Abkehr des Heidentums, hinaus, dienten sie ja dazu, die Welt immer mehr zur Erkenntnis Gottes zu führen und die von Gott geschenkten und in der Kirche aufbewahrten Offenbarungen immer tiefer zu durchdringen.

Es waren nicht bloß die blutigen Verfolgungen, die Bischöfe und christliche Gelehrte auf die bedrohten Wälle riefen, es waren auch geistige Angriffe, und zwar sowohl von außen her, von seiten der heidnischen Gelehrten, wie von innen her, von aufkeimenden Irrlehren. Wohl befaßte sich die gebildete Schicht der Heidenwelt nicht mit dem Christentum; sie hatte von dem Christentum nur die wenigen, fragenhaften Vorstellungen, wie sie die große Masse hatte. Immerhin schrieben im Lauf des zweiten Jahrhunderts bereits einige gebildete Heiden Bücher gegen die Christen und es fehlte auch nicht an Schriften, die sich um wirkliche Läuterung der heidnischen Gedankenwelt und ebenso der heidnischen Lebensführung bemühten. ohne sich hierbei immer in Angriff gegen die Christen zu stellen. Die Kampfweise war bald ernst, bald läppisch und dann ohne jede Vorstellung von dem wahren Wesen des Christentums. Das Christentum war in den Augen der Heiden entweder bloß Schwärmerei, Aberglaube und Gaukelei, oder es war ein Gemisch von jüdischem Wahn, neu erdachten Irrtümern und einigen der griechischen Weltweisheit entlehnten guten Sittenvorschriften.

Die leidenschaftlichste und bedeutendste dieser heidnischen Kampfschriften kam in den Jahren 177—180 aus der Feder eines gewissen Celsus; sie fand erst im Jahre 248 eine glänzende und gediegene Widerlegung durch den christlichen Gelehrten Origenes von Alexandrien. Aber schon durch das ganze zweite Jahrhundert hindurch sprangen, wie schon erwähnt, bald hier, bald dort christliche Geistesmänner mit ihren Schutzschriften vor die Front und hielten den Heiden bis hinauf zum Kaiser vor wie unsinnig ihre Anklagen und wie ungerecht ihr Vorgehen gegen die Christen sei. Statt ihrer Namen, die ja im Gedächtnis doch nicht haften bleiben, seien die Hauptsätze verzeichnet, die sie den Heiden entgegenstellten und bewiesen.

Wenn ein Christ ein Verbrechen beging, so forderten sie, dann solle man ihn strafen; aber nur dann und nicht schon um seines Namens willen. Auch wenn die Christen dem Kaiser nicht opferten wie einem Gott, so seien sie doch keineswegs dem Kaiser gefährlich; im Gegenteil, zu jedem anderen Opfer bereit und treu, treuer als so viele Heiden, die heute den Kaiser als Gott verehren und morgen ihn aufrührerisch vom Thron stürzen. Kein Verbrechen könne man den Christen nachweisen, nur Tugenden bewundern und wie unschuldig sie seien, gehe schon daraus hervor, daß man andere Leute foltere, damit sie gestehen sollten, die Christen aber foltere man, damit sie ableugnen sollten. Man werfe den Christen Gottlosigkeit vor; gottlos sei niemals, wer sich weigere, von Menschenhand gemachte Götzenbilder zu verehren, dafür aber den einen wahren Gott an. bete. Man werfe ihnen Unsittlichkeit vor und sie lebten doch so keusch, daß sie sogar Theater, rauschende Feste, alles was nur eine Gefahr bedeuten könnte, ängstlich meiden und viele ein ganz jungfräuliches Leben führen. Vollends unsinnig sei die scheußliche Verleumdung, die Christen schlachteten Kinder, die Christen, die so wenig von Blut wissen wollen, daß sie keinem blutigen Gladiatorenspiel zuschauen und bei der Hinrichtung der Verbrecher sich zurückziehen und in ihrer Sorge für den Nächsten lieber selber sterben, als andere töten wollen. Und ebenso verkehrt sei es, den Christen die Schuld an Unglücksfällen zuzuschreiben. Unglücksfälle habe es schon immer gegeben, vor Christus vielleicht noch mehr; denn jetzt werde weniger gesündigt und jetzt habe man mehr Fürsprecher bei Gott.

Gegen was alles die Christen sich wehren mußten! Ihre Abwehr war zugleich Angriff. Sie deckten auf, wie blind und rückständig die Juden waren, die aus ihren Propheten doch leicht zu erkennen vermöchten, wer Christus ist; wie nichtig und töricht doch die ganze Götzendienerei war und wie schlimm die Sünden und Laster im Heidentum geworden

seien und bei einem solchen Aberglauben und bei solchen Göttern werden mußten. Dieser Finsternis stellten sie dann das Licht gegenüber, das himmlische Licht, das von Christus in die Welt strahlt, das Licht der Apostel und Märtyrer, das Licht der christlichen Lehren und Einrichtungen und nicht zuletzt das helle Licht des gesamten christlichen Lebens.

Neben die zwei Feinde, Judentum und Heidentum, die von außen her gegen „die himmlische Pflanzung“, wie der christliche Schriftsteller Laktantius die Kirche nannte, anstürmten, trat im Laufe des zweiten Jahrhunderts ein neuer Feind, und zwar von innen her: der Irrlehrer. Nicht immer gleich so gehässig und roh wie die Juden und Heiden, vielleicht auch nicht immer auf den ersten Blick so deutlich als Feind erkennbar, da durch aber nicht weniger gefährlich, eher noch gefährlicher.

Mit Irrlehren muß das Reich Gottes immer rechnen. Der Völkerapostel sagt im ersten Korintherbrief: „Es müssen auch Irrlehren unter euch sein, damit die Bewährten unter euch offenbar werden“ (11, 19). Paulus wußte es vom Herrn; der Herr selbst hatte es ja als eine Grundlinie im Bild der wachsenden Kirche festgelegt, daß Unkraut unter dem Weizen steht bis zum Erntetag. So wenig der Acker deshalb aufhört, der Acker seines Herrn zu sein, ebenso wenig hört das Reich Gottes deswegen auf, das Reich Gottes zu sein. Die Knechte im Gleichnis des Evangeliums hatten den Acker ihres Herrn darum nicht weniger lieb, waren jetzt eher noch sorgsamer und treuer auf ihn bedacht. So ist auch dem katholischen Christen seine Kirche nur noch teurer, wenn er sie in Gefahr sieht. Aber er wird sich doch fragen und mit Recht fragen dürfen, wie es zu einer Irrlehre kommt; ja, die Einsicht in das Wesen der Irrlehren ist ein unentbehrlicher Schlüssel zum Verständnis der Kirchengeschichte aller Zeiten.

Eine *Irrlehre* entsteht in der Weise, daß der Mensch sich in der Erfassung oder dem Verständnis der göttlichen Offenbarung irrt und dann diesen Irrtum festhält, weiterträgt und so sich selbst an die Stelle des von Christus eingesetzten und vom Heiligen Geist geleiteten Lehramtes setzt. Der Irrtum selbst entsteht vielfach so, daß der Mensch von den geoffenbarten Wahrheiten die eine oder die andere in den Vordergrund stellt, nur mehr gerade diese sieht und andere darüber vergißt oder gar leugnet und damit das Bild der göttlichen Offenbarung verzerrt und verstümmelt. Darauf deutet auch die griechische, häufig gebrauchte Bezeichnung für Irrlehre, das Wort „Häresie“; ins Deutsche übersetzt heißt es „Auswahl“. Zum *Irrlehrer* wird der irrende Mensch, wenn er seinen Irrtum nicht an der Lehre der Kirche berichtigt, sondern

seine eigene, persönliche Meinung über die Entscheidung des kirchlichen Lehramtes stellt. Der Irrtum ist ein Mangel menschlicher Erkenntnis; die Irrlehre in dem Sinne, wie dieses Wort in der Kirchengeschichte gebraucht wird, ist im Grund eine sündhafte Überhebung des menschlichen Geistes.

Im Lauf des zweiten Jahrhunderts tauchten nun hauptsächlich zwei Irrlehren auf. Die eine, ihr griechischer Name lautet Gnostizismus, selber wieder in sich vielfach gespalten, behauptete, es gäbe eine vom Glauben verschiedene, nur wenigen zugängliche religiöse Erkenntnis, und so wie es einen ewigen guten Gott gäbe, gäbe es auch ein selbständiges, ebenso ewiges Böse. Die andere große Irrlehre des zweiten Jahrhunderts heißt Montanismus; sie war eine Schwärmerei, nach der die Christen unter Anleitung einiger, besonderer Offenbarungen sich rühmender Personen in ganz verstiegener Strenge leben und sich an einem Ort Kleinasiens versammeln sollten, um die bestimmt vorausgesagte Ankunft des Jüngsten Gerichtes und des himmlischen Jerusalems zu erwarten.

So werden wir schon in der Geschichte des zweiten Jahrhunderts mit jener Sorge des Reiches Gottes bekannt, die eine der allerschwersten und vordringlichsten ist, mit der Sorge um die Bewahrung der Gläubigen vor Irrlehren und um die Zurückführung der ausgebrochenen Schafe in die Hürde des Herrn. Dieser Sorge wurde nun die Kirche auch im Lauf der folgenden Jahrhunderte, bis zum heutigen Tag, niemals ledig. Aber diese Sorge ist ihr höchster Ruhm; denn Gott ist die Wahrheit und die Kinder Gottes müssen darauf schwören und darin leben und darin sterben können: „Wir sind im wahren Christentum.“